

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 7 (2017), 4

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2018

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jahrbuecher@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.jgo-online.de>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

Interkulturelle Ritualpraxis in der Vormoderne. Diplomatische Interaktion an den östlichen Grenzen der Fürstengesellschaft. Hrsg. von Claudia Garnier / Christine Vogel. Berlin: Duncker & Humblot, 2016. 180 S., 1 Kte. = Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 52. ISBN: 978-3-428-14784-7.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1081381965/04>

Wie schon aus dem Titel des auf einer Tagung an der Universität Vechta beruhenden Bandes ersichtlich, fügen sich die Einleitung und die sechs Fallstudien in mehrere aktuelle Forschungslinien ein: Sie sind der auf Akteure und symbolische Kommunikation konzentrierten neuen Diplomatiegeschichte zuzuordnen. Sie sind als Beiträge zur Verflechtungsgeschichte oder auch zur Stereotypenforschung zu lesen. Gemeinsam ist ihnen allen, dass es um Begegnungen zwischen verschiedenen Lebenswelten geht, dass verschiedene Regelwerke und Wertsysteme aufeinander treffen. Wie die Herausgeberinnen in der Einleitung selbst betonen, sanktionieren die Gesandten durch ihre Berichte die kulturelle Alterität.

Der Beitrag von GERD ALTHOFF bezieht sich auf Kontakte zwischen Polen und dem Reich im Hochmittelalter; eine der wichtigsten Hürden in der ungestörten symbolischen Kommunikation war mit der Christianisierung Polens beseitigt. CLAUDIA GARNIER geht auf die Erfahrungen und Wahrnehmungen westlicher Gesandter am Moskauer Hof ein. Anscheinend bestehen geradezu anthropologische Konstanten an Zeichen, die auch bei ganz unterschiedlichen gegenseitigen Erwartungshaltungen symbolische Kommunikation initiieren können. Bezogen auf den für den Westeuropäer befremdlichen Kreuzkuss wäre ergänzend zu verweisen auf den Aufsatz von PETR STEFANOVIČ: Der Eid des Adels gegenüber dem Herrscher im mittelalterlichen Rußland, in: JGO 53 (2005), S. 497–505. Ich kann der Autorin nicht zustimmen, dass rituelle Ausdrucksformen damals die politische Realität konstituiert hätten, heute hingegen „bedeutungsloses Beiwerk inhaltsleerer Repräsentation“ seien (S. 63). Gewiss ist das Ritual vereinfacht und vor allem, von Ausnahmen abgesehen, säkularisiert, aber es sind noch immer Regeln der symbolischen Kommunikation zu beachten, und man kann diese Regeln instrumentalisieren. Und auch in der Vormoderne gehörten Momente des ‚un-gezwungenen‘ Verhandelns eben durch „Unterhänd-

ler“ an nicht symbolisch aufgeladenen Orten zur Schaffung politischer Realität.

JAN HENNINGS vergleicht Verfahren der Dokumentation von Gesandtschaftsritualen: Für die britische Seite spricht er von „Erfahrungswissen“, das der eine Diplomat dem anderen weitergab, für die russische von „Behördenwissen“, Wissen, dessen Speicherung und Monopolisierung Sache des Gesandtschaftsamtes war. Ähnlich wie dem Rezensenten aus der monastischen Kultur vertraut, wird aus dem Beitrag zugleich deutlich, wie viel soziales Lernen notwendig ist, um fähig zu sein, im Rahmen pragmatischer Schriftlichkeit Abläufe so angemessen zu beschreiben, dass sie wiedererkennbar und nachvollziehbar sind. Redaktionell ungeschickt wird hier in einem deutschsprachigen Beitrag nicht die DIN-Transliteration für kyrillische Titel, sondern die amerikanische Transliteration verwendet.

Die Beiträge von FLORIAN KÜHNEL und CHRISTINE VOGEL beziehen sich auf britische und französische Diplomaten in Konstantinopel. Es war geradezu ein Spiel, jedem Gesandten den Eindruck zu vermitteln, gerade ihm würde etwas mehr an Ehre als Anderen erwiesen. GÁBOR KÁRMÁN befasst sich mit Gesandtschaften der siebenbürgischen Fürsten zum Pascha in Ofen. Der Handkuss des Gesandten stand nicht für eine Unterordnung des Fürsten unter den Pascha, sondern nur des Gesandten selbst. Denn hier kam etwas zum Tragen, was in dem Band mehrfach angesprochen ist: Während im europäischen Gesandtschaftsritual der Gesandte seinen Herrn vertritt und dessen Würde entsprechend empfangen wird, ist im osmanischen Gesandtenwesen der Gesandte Beamter im Dienst seines Herrn, und die ihm zu erweisende Ehre entspricht seinem Status in der Beamtenhierarchie – ein kultureller Missverständnisse herausfordernder Unterschied.

Unter Nicht-Berücksichtigung des Beitrages zum Hochmittelalter heißt es, mich befremdend, in der Einleitung (S. 11): „Es geht also um jene Reiche, deren Zugehörigkeit zu Europa bis heute – derzeit wieder besonders aktuell und kontrovers – diskutiert wird: das Großfürstentum Moskau sowie das Osmanische Reich.“ Hier wird die Option der Ausgrenzung geradezu geschichtlich festgeschrieben. Demgegenüber erweist sich der Band als Plädoyer dafür, dass interkulturelle Kommunikation unabhängig von deutlichen Strukturunterschieden anstrebbare und möglich ist und dass es, statt scharfer Grenzen zwischen dem Wir und allen Anderen, vielfache Abstufungen von Vertrautheit und Fremdheit gibt.

Ludwig Steindorff, Kiel

Jews and Muslims in the Russian Empire and the Soviet Union. Ed. by Franziska Davies / Martin Schulze Wessel / Michael Brenner. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2015. 168 S., 12 Abb., 4 Tab. = Religiöse Kulturen im Europa der Neuzeit, 6. ISBN: 978-3-525-31028-1.

Table of Contents:

<https://d-nb.info/1071491431/04>

Jews and Muslims were the largest non-Orthodox minorities in the Russian empire since the end of the 18th century and also in the early Soviet Union and, as the authors of the volume *Jews and Muslims in the Russian Empire and the Soviet Union* agree, in the Russian and Soviet contexts this was their most significant resemblance. Otherwise, the history of the Jewish and Muslim populations differ starkly, expressed in one of the chapter's title *Jewish Apples and Muslim Oranges in the Russian Basket: Options and Limits of a Comparative Approach* by JOHANAN PETROVSKY-SHTERN. The author, but also the editors of the volume, proposes to focus on the "Russian basket" as a framework to compare Jewish and Muslim Russian experiences. The volume, then, is not about Jewish or Muslim religious or cultural practices but rather their standing with the Russian government and society, e. g. Russian government's policies towards Muslims and Jews and the groups' strategies of dealing with the questions of political and social integration and transformation. It provides an overview of Russian state's strategies to incorporate Jews and Muslims and provides some explanations about the different treatment and lack of political unity between these groups.

There are several common arguments that appear throughout the volume's chapters. First is the observation that Jews and Muslims were not homogeneous groups. In the case of Muslims, some Tatar elites, for example, were integrated into the Russian imperial state bureaucracy much earlier than representatives of other Muslim populations of the Caucasus and Central Asia. It would therefore be wrong, as ADEEB KHALID argues, to treat Muslims as one community due to stark differences between Volga-Ural, Caucasian and Central Asian Muslims. Even though they attempted to form one unified political front during the Russian revolutions and even formed a Muslim Party in 1906, they ultimately failed to harmonize differences, partly due to ambitions of European Muslims to speak on behalf of all Muslims. Naming the all-Russian Muslim union an "historical accident" that was the result of Russian politi-

cal developments rather than Muslim societal reform and unity, Khalid demonstrates on the example of the Central Asian Jadid movement that within Central Asia, too, Muslims were not united on the issue of social and political reform. Historical developments in Russia and then Soviet geopolitical interests and ideology decided the fate of Central Asian Muslim population, not its internal political evolution. Similarly, the Jewish population was diverse and did not form one political front in the revolutionary period, but due to its geographical location in the European part of imperial Russia (Central Asian and Caucasian Jews are largely left out from the volume), it underwent massive social change during the 19th and early 20th century due to increasing mass urbanization and industrialization. Despite the variety of political, religious and social trends that this change has streamlined, the Yiddish-language press and theatre, DAVID FISHMAN argues in this volume, became forgers of "imagined communities" among "Zionists and socialists, middle-class and poor, religious and secular" Jews, which substituted "absence of political sovereignty and political institutions" (p. 110).

Second, Muslims and Jews were treated differently by the Russian imperial government. Although religion as such was an important pillar through which the Russian state governed its populations, this does not mean that all non-Orthodox groups were treated similarly. Muslim groups were incorporated into the Russian empire much earlier and in different contexts than the Jewish populations. The Orenburg Muslim Spiritual Assembly (integrated within the imperial Ministry of Internal Affairs) was founded in 1788 to manage religious appointments and jurisdiction in the Volga-Ural region and the Crimea, incorporating local Muslim spiritual leaders, who pledged loyalty to the sovereign. In contrast, as FRANZISKA DAVIES shows, Rabbinical Commissions, which were formed to regulate Jewish religious affairs, consisted of Russian bureaucrats, were not institutionalized and gathered only six times between 1848 and 1910. The commissions' major goal was, as Davies shows, to train "state rabbis" who would enlighten and teach Jews loyalty to the Russian state (p. 51). Thus, while Muslim structures allowed for observed self-regulation, Rabbinical Commissions aimed to directly intervene into Jewish religious education, reflecting the state's ambition to transform the Jewish population. Yet, despite the differences in strategies of "disciplining through confessions", in both cases the institutions did not become moral authorities among Muslims and Jews. The level of education in state rabbinical schools was

low and considered by the Jewish population as an attack on religion and no authoritative Muslim scholars were called to the Muslim Assembly. However, when it came to practical consideration of providing religious guidance and support to serving Muslims and Jews in the Russian army, these larger institutional policies played a crucial role. While the military generally allowed rabbis and mullahs to support dying soldiers (and even reimbursed for their expenses) and hold some rituals, the Russian state made official concessions to the Muslim soldiers only. It institutionalized official military mullahs because the Muslim Spiritual Assembly, which was part of the Russian administration, could press interests at the beginning of the 20th century. Since no institutionalized Assembly was created for the Jewish population, it had fewer opportunities to claim rights.

Third, Muslim and Jewish leaders also chose varying strategies for claiming rights within the imperial polity, despite very similar problems that they faced. VLADIMIR LEVIN's chapter on political activities of Muslim and Jewish political elites during the revolution of 1905–1907 and its aftermath argues that despite common problems that faced both groups and some identical political strategies, they did not build an alliance and chose separate strategies. Although both Muslim and Jewish parties appealed for ex-territorial autonomy, cooperated (at first) with Kadets and (later) partially with Octobrists, they did not cooperate because, as Levin argues, both “concentrated on their relations with the imperial centers” (p. 71). Yet, both largely failed to achieve autonomy due to increasing official islamophobia and antisemitism. Since, however, zionism was perceived as dangerous to the Russian statehood, there was an important difference in how these two groups were treated by the Russian elites, allowing minor concessions to the Muslims. The Russian imperial administration, then, became key in forming the framework for behavior of both groups.

But were there any similarities in how Muslims and Jews understood their place in the Russian empire? Similarities could be found on the individual level, which had more to do with the spirit of Enlightenment and individual concerns for modernization than with religious groups themselves. Taking an example of two enlightenment figures – Judah Leib Gordon and Ismail Bey Gaspirali – MICHAEL STANISLAWSKII shows how ideas of reform and modernization could be articulated almost identically, despite religious affiliation. Both Gordon and Gaspirali believed in an integrationalist, enlightened

future for Jews and Muslims in the imperial “bas-ket”. Both argued for reform in pedagogy and female education, both were equally against narrow territorial nationalism and even preached loyalty to the Russian state. The difference developed due to the Russian state's anti-Semitic spirit and pogroms in the 1880s: it disappointed Gordon, pressing him to revise his vision of the future of the Jews in the Russian empire, who increasingly believed that Jews should emigrate to America.

Comparing Jewish and Muslim experiences within the Russian empire reveals not only strategies of the groups' leaders, but also the tensions of the Russian state between imperial and stately ambitions and realities. MICHAEL KHODARKOVSKY proposes to understand the relationship towards non-Russians as asymmetrical, hierarchical, and one-dimensional. By analyzing the treatment of peoples of Asiatic Russia, Khodarkovsky shows that the Russian central administration officially denied its colonial nature, yet acted in a colonial way. This ambivalence between colonial practices and universal civilizational claims (to incorporate all subjects as Russian citizens) produced dissonance between Russian officials who clearly saw themselves as colonizers and Russian Petersburg self-image of a civilizational (not colonial) power. It also disappointed representatives of non-Russian peoples integrated into the Russian administration who attempted (similar to Gordon and Gaspirali) to incorporate the Russian system into the worlds of the non-Russians and vice versa. Yet, as there were no clear ideas, policies and commitments to non-Russians, the ambivalence constituted the core of Russian imperial relation with non-Russians. The ambivalence between universal and colonial politics was not resolved in the early Soviet period, as DAVID SHNEERS' chapter on Jewish photographers, i. e. Zelmanovitch and Fridlyand, shows. For one, they mixed images of Soviet Orientalism and Socialist Realism to highlight successful Soviet modernization of Asiatic “others”. Yet, as liminal figures of a liminal project, which aimed both to construct and deconstruct “others”, they found themselves in a complicated web of visual power plays. As Shneer interprets, they produced the images of the “other” to “make themselves feel whiter and more Russian” (p. 162), i. e. to portray not only others, but also themselves.

The volume is a useful and (correctly) cautious introduction into the topic of Russian imperial and the early Soviet state's perception and treatment of the Jewish and Muslim populations. Yet, taking into account that both groups underwent different histories

of integration into the Russian empire, it is useful to ask if comparison between the integration of, e. g. Catholic, Jewish and Christian populations in European Russia or Muslim and Buddhist groups in Asi-

atic Russia would provide a historically more useful and context-sensitive analysis.

Botakoz Kassymbekova, Berlin

Polin. 1000 lat historii Żydów polskich. Redakcja naukowa Barbara Kirshenblatt-Gimblett i Antony Polonsky. Warszawa: Polin, 2014. 429 S., zahlr. Abb., Ktn., Graph. ISBN: 978-83-938434-4-2.

Polin. 1000 Year History of Polish Jews. Ed. by Barbara Kirshenblatt-Gimblett and Antony Polonsky. Warszawa: Polin, 2014. 429 S., zahlr. Abb., Ktn., Graph. ISBN: 978-83-938434-5-9.

Im Jahr 2014 hat in Warschau POLIN, das Museum der Geschichte der polnischen Juden, nach langen Jahren der Vorbereitung seinen Betrieb aufgenommen. Die Dauerausstellung zu tausend Jahren jüdischer Geschichte präsentiert der vorliegende Katalog. Er ist einem Team aus Wissenschaftlern und Museumsfachleuten aus verschiedenen Ländern zu verdanken. In *Theater of History* erläutert die kanadische Kulturanthropologin BARBARA KIRSHENBLATT-GIMBLETT zunächst die Grundsätze der Ausstellungskonzeption. Sie soll 1) die Gesamtperiode in den Blick nehmen, also ohne Zäsuren und Wendepunkte auskommen, 2) die Geschichte der Juden als einen integralen Bestandteil der Geschichte Polens auffassen, 3) Juden nicht nur als deren Opfer, sondern vielmehr als Akteure und Mitbeteiligte erscheinen lassen, 4) die Herausbildung einer eigenständigen jüdischen Kultur in Ostmitteleuropa gebührend würdigen, die sich von der nichtjüdischen Umgebung teilweise abschloss, aber in anderen Bereichen in stetem Austausch blieb und Wechselwirkungen unterlag, 5) den Betrachter einladen, sich auf die damaligen, zeitbedingten Wahrnehmungen einzulassen und sein Wissen um das, was danach kam, vorübergehend auszuschalten, 6) dem Ansatz einer „konstruktiven Engagiertheit“ (S. 33) folgen, also sich nicht mit der Auseinandersetzung mit falschen Vorstellungen (über „die Juden“) aufhalten, 7) die jüdische Bevölkerung insgesamt betrachten und nicht nur deren Held(inn)en, große Männer und Frauen, 8) offen lassen, was nicht ein für allemal feststeht, und dabei fragen, *wie* sich etwas zutrug (statt „warum“), 9) exemplarische Beispiele verwenden, um das Gesamtgeschehen zu verdeutlichen, 10) den Umstand kreativ nutzen, dass museal präsentierbare Originalobjekte aus der fernerer Vergangenheit weitgehend fehlen. Dieser Mangel ließ sich durch den Rückgriff auf andernorts erhaltene Exponate und auf

die Textüberlieferung ausgleichen. Keinesfalls sollte die Ausstellung den Eindruck vermitteln, dass die Geschichte der Juden in Polen bloß eine Vorgeschichte dessen gewesen sei, was im Abschnitt *Holocaust, 1939–1945* (S. 289–361), verfasst von BARBARA ENGELKING und JACEK LEOCIK, abgehandelt wird. Dieser bildet zwar einen umfangreichen, aber doch keinen dominierenden Bestandteil des Katalogs. Ihm folgt noch der von STANISŁAW KRAJEWSKI verantwortete Abschnitt über das jüdische Leben in den Nachkriegsjahren seit 1944/45.

Das Kapitel über das Mittelalter – mit dem wenig glücklichen Titel *First Encounters, 960–1500*, waren diese *ersten* Begegnungen, vor allem im Westen der polnischen Gebiete, doch kaum dermaßen andauernd – wurde verfasst von HANNA ZAREMSKA. Der Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit ist ausgespart, so dass der Beitrag von ADAM TELLER und IGOR KAKOLEWSKI über das *Paradisus Iudaeorum* mit dem Jahr 1569 einsetzt. Die folgende Periode über die jüdisch geprägte Stadt von 1648 bis 1772 schildert wieder ADAM TELLER, ehe ANTONY POLONSKY in *Encounters with Modernity* die Zeit von den Teilungen Polens bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs zusammenfasst. Die Zwischenkriegsjahre – *Of the yidisher gas* – beschreibt SAMUEL KASSOW.

Die Beteiligten bekennen sich eingangs auch dazu, terminologisch präzise zu verfahren und zeittypische Begriffe in ihrem historischen Kontext zu belassen, also etwa den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Antijudaismus vom Antisemitismus des 19. und 20. Jahrhunderts zu scheiden. Ambitioniert erscheint das Unterfangen, den Besucher der Ausstellung mit den Originalquellen zu konfrontieren. In dem Fall wird aus der durchgängig zweisprachigen Beschriftung (auf Polnisch und Englisch) eine mehrsprachige, die beispielsweise auch Latein, Hebräisch, Arabisch und Deutsch einschließt. Freilich zählen die ausgewählten kurzen Quellentexte zu den ohnehin eher schon bekannten. Und so fehlt hier auch nicht die Legende, mit der die Ausstellungsbesucher anfangs eingestimmt werden: Auf ihrer Flucht aus Mittel- und Westeuropa sei den Juden, als sie im Wald lagerten, das hebräische Wort „po lin“ (verweile hier) erschienen, und so hätten sie sich in „Polin“ niedergelassen, das zum bedeutendsten Zufluchtsort der europäischen Juden wurde.

Problematisch ist es, wenn die Konzeption sich in der Frühen Neuzeit auf das Territorium des vereinigten, weit nach Osten ausgreifenden Doppelstaats Polen-Litauen bezieht. Damit werden wiederholt Entwicklungen und Personen in Gebieten vereinigt, die (auch) dem heutigen Litauen, Weißrussland und der Ukraine zugehörten. Einer der Höhepunkte der Ausstellung ist sicherlich die in das Museum integrierte teilrekonstruierte, detailreich und farbenprächtig ausgemalte hölzerne Synagoge von Hvizdez' (Гвіздець, poln. Gwoździec) im Südwesten der Ukraine.

Am Ende erweist sich, dass die anfangs erarbeitete Klärung der Prinzipien für die zeitgemäße Dar-

stellung der jüdischen Geschichte in Polen dem Unternehmen auf großartige Weise zugutegekommen ist. Entstanden ist somit eine polnische und jüdische Geschichte, die unauflöslich verflochten ist in einer Erzählung, die zahlreiche Teilaspekte einzufangen vermag, dabei gleichzeitig durch eine Unmenge von Bildern und eine uns Heutige weiterhin ansprechende Farbigkeit überzeugt. Wie die Ausstellung, hat auch der Katalog einen hohen Standard gesetzt, der dem reflektierten Vorgehen der verantwortlich Beteiligten und ihrer von (geschichts)politischer Einflussnahme weitgehend freien Arbeit zu verdanken ist.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

Stadtgeschichte des Baltikums oder baltische Stadtgeschichte? Annäherungen an ein neues Forschungsfeld zur baltischen Geschichte. Hrsg. von Heidi Hein-Kircher / Ilgvars Misāns. 2., überarb. u. erw. Aufl. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2016. VI, 219 S. = Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, 33. ISBN: 978-3-87969-406-8.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1083281453/04>

Dieser aus einer Tagung in Riga 2012 hervorgegangene Sammelband leistet eine insgesamt gelungene Einführung in das Thema der urbanen Geschichte des Baltikums. Es ist allerdings schade, dass die zwölf Beiträge alle ohne Illustrationen daherkommen. Stadtgeschichte floriert heutzutage, doch dass es sich um ein neues Forschungsgebiet in der baltischen Geschichte handelt, wie der Titel suggeriert, wagt der Rezensent zu bezweifeln. Ein Blick in die Aufsätze zeigt, dass bereits im 19. Jahrhundert viel dazu gearbeitet wurde. Auch die Frage nach einer spezifischen baltischen Stadtgeschichte nehmen die Herausgeber in ihrer Einleitung wegen der besonderen Entwicklung des litauischen Gebiets im Vergleich zum estnischen und lettischen gleich wieder zurück (S. 12).

Ein wenig zu kritisieren gibt es bei der Form. Die sechs deutschsprachigen Beiträge sind sprachlich korrekt, aber die sechs englischsprachigen klingen etwas holprig und nicht idiomatisch, was die Lektüre manchmal erschwert. Offenbar wurde hier an einer Korrektur durch einen Muttersprachler gespart. Die Frage der Ortsnamen ist uneinheitlich gelöst, mal werden die deutschsprachigen gewählt, mal die landessprachlichen. Da auch ein mehrsprachiges Orts-

namensverzeichnis und entsprechende Karten fehlen, kann dies beim Leser leicht zu mangelnder Orientierung oder Missverständnissen führen.

Wie meist bei einem Sammelband ist die Qualität der Beiträge nicht einheitlich. Fünf Aufsätze werden im ersten Teil *Zur Historiographie der Stadtgeschichtsschreibung* angeführt, sechs im zweiten, *Ansätze und Perspektiven der baltischen Stadtgeschichtsschreibung*, wobei auffällt, dass auch im zweiten Teil der Historiographie erheblicher Raum gewidmet wird. Hierbei handelt es sich um ein Schwerpunktthema des Bandes, eine Bestandsaufnahme der Forschung. Dies stellt wahrscheinlich auch den wichtigsten Wert für den Leser dar. Wer sich in das Thema einarbeiten möchte, dem bietet der Band einen hervorragenden Ausgangspunkt.

Die Einleitung der Herausgeber ist gut gelungen. Es wird auf das Florieren der Stadtgeschichte besonders in Westeuropa verwiesen, auf die Diskrepanz zur östlichen Hälfte des Kontinents und auf das Fehlen von Studien zur typischen ostmitteleuropäischen oder baltischen Stadt. Die Autoren geben einen, knappen, jedoch fundierten Überblick über den Forschungsstand. Warum aber die deutschsprachigen Zuwanderer, die sich in ostmitteleuropäischen Stadtgründungen ansiedelten, „aus dem westlichen Europa“ stammten (S. 9), bleibt ein kleines Rätsel. Denn meiner Meinung nach liegt und lag Deutschland eher in Mitteleuropa. HEIDI HEIN-KIRCHER setzt sich im folgenden Beitrag sehr gründlich mit der Stadtgeschichte im Rahmen der heutigen Ostmitteleuropaforschung auseinander.

ROMAN CZAJA referiert über Stadtgeschichtsforschung in Polen. Wer mit der polnischen Historiographie nicht gut vertraut ist, wundert sich, wie umfangreich schon im 19. Jahrhundert geforscht wurde. Allerdings stellt sich die Frage, warum Polen in ei-

nem Band zur Stadtgeschichte im Baltikum vertreten ist, aber ein Beitrag zur Historiographie für Litauen fehlt. JUHAN KREEM bietet einen kenntnisreichen Aufsatz zur Stadtgeschichte in Estland, doch bei ihm, wie auch beim folgenden, ebenso fundierten Artikel von ILGVARS MISĀNS über Lettland, hätte vielleicht noch etwas mehr Raum für die Arbeiten von deutschbaltischen Historikern vor dem Ersten Weltkrieg zur Verfügung gestellt werden können. Kreem weist korrekt daraufhin, dass in Estland eine institutionalisierte Stadtgeschichte mit einem eigenen Lehrstuhl fehlt, allerdings gibt es mehrere Museen zur Stadtgeschichte und das Tallinner Stadtarchiv, wo auch geforscht wird. Laut Misāns mangelt es auch in Lettland an einer Etablierung des Fachs. Als bemerkenswert erscheint, dass in der Sowjetzeit das Interesse an Stadtgeschichte anstieg und der nationalhistorische Ansatz der Zwischenkriegszeit weitergeführt wurde.

ANDREAS FÜLBERTH gibt einen Überblick über den Anteil auswärtiger Historiker an der stadthistorischen Forschung zu Riga und Tallinn seit der Mitte des 20. Jahrhunderts. Einerseits spielte das baltische Exil eine Rolle, andererseits auch deutschbaltische Historiker, und spätestens seit dem Ende der Sowjetzeit sind Forscher ohne baltische Wurzeln in der Mehrheit. Mitunter überschneidet sich dieser Beitrag zwar mit den beiden vorhergehenden, dies ist jedoch leicht zu verschmerzen. Ein Grund, warum in Deutschland relativ viel über Tallinn publiziert wurde, war, dass sich große Teile des Stadtarchivs von 1944–1990 in Deutschland befanden.

INNA PÖLTSAM-JÜRJO schreibt sehr fundiert und informativ über die Grundzüge des livländischen Städtewesens im Mittelalter und geht auch auf die Frage von deutsch und „undeutsch“ ein. ALEKSANDRS IVANOVŠ behandelt livländische Städte in alten russischen Chroniken und hierbei vor allem die

Beziehungen zwischen Stereotypen der Historiographie und der historischen Realität. JURGITA ŠIAUČIŪNAITĖ-VERBICKIENĖ liefert mit ihrer Untersuchung der nichtchristlichen Minderheiten in den Städten des Großherzogtums Litauen einen spannenden Beitrag. Entsprechende Forschungen begannen erst wirklich unter den Sowjets.

KARIN HALLAS-MURULA widmet sich dem städteplanerischen Entwurf für Groß-Tallinn des bekannten finnischen Architekten Eliel Saarinen. In diesem Zusammenhang wird auch Saarinen's Entwurf für Canberra vergleichend herangezogen. Doch leider ist der Aufsatz zu kurz, um wirklich in die Tiefe gehen zu können. Der anschließende Beitrag von MĀRTIŅŠ MINTAURS hätte eigentlich in den ersten, historiographischen Teil gehört und es kommt zu Überlappungen mit dem Artikel von Misāns. Er behandelt die Altstadt Rīgas in der architektonischen Historiographie Lettlands von den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zu den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Etwas enttäuschend ist der letzte Beitrag von VASILIJUS SAFRONOVAS, obwohl der Titel interessant klingt, nämlich die symbolische Aneignung der baltischen Stadt – Klaipėda im Vergleich mit Kaliningrad und Olzstyn. Jedoch sind 13 Seiten zu knapp für das Thema und die herangezogene Literatur zu wenig umfangreich, um etwas Fundiertes schreiben zu können.

Alles in allem bietet der Band einen guten Einstieg in das Thema, besonders für einen Leser, der auf der Suche nach weiterführender Literatur ist und sich besonders für die Historiographie interessiert. Selbst wer die jeweiligen Sprachen nicht liest, gewinnt einen Überblick über estnische, lettische, litauische und polnische Arbeiten zur Stadtgeschichte. Weiterhin wird auch dem deutsch- und englischsprachigen Schrifttum viel Platz eingeräumt.

Olaf Mertelsmann, Tartu

Fernhändler, Dynasten, Kleriker. Die piastische Herrschaft in kontinentalen Beziehungsgeflechten vom 10. bis zum frühen 13. Jahrhundert. Hrsg. von Dariusz Adamczyk / Norbert Kersken. Wiesbaden: Harrassowitz, 2015. 293 S., 6 Abb., 2 Ktn., 9 Tab. = Deutsches Historisches Institut Warschau. Quellen und Studien, 30. ISBN: 978-3-447-10421-0.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1075265312/04>

Die Geschichte des frühen polnischen Mittelalters ist

ebenso spannend wie schwierig zu schreiben, sind doch nur vergleichsweise wenig Zeugnisse überliefert, die – wie bereits ein flüchtiger Blick in die Historiographie zum Thema zeigt – sehr unterschiedliche Interpretationen erlauben. Angesichts der spärlichen Überlieferung können sie allenfalls als mehr oder minder wahrscheinlich präsentiert werden; manche Details sind schwerlich zu klären. Umso wichtiger ist die systematische Auswertung des vorhandenen Materials durch eine Vielzahl an Herangehensweisen und Fragestellungen, um möglichst alle Indizien zu sammeln und jeweils neu zu prüfen. Die Autorinnen und Autoren der Beiträge des von Dari-

us Adamczyk und Norbert Kersken initiierten Sammelbandes haben sich der Geschichte der piastischen Herrschaft nun durch die Rekonstruktion und Verortung von Austauschprozessen und Netzwerken genähert, in die diese Herrschaft eingebunden war. Dabei haben sie sich zum Ziel gesetzt, die konkreten Verbindungen, Abhängigkeiten und Rückkopplungseffekte sichtbar werden zu lassen, die zwischen den Akteuren auf so unterschiedlichen Handlungsfeldern wie dem überregionalen Handel, politisch motivierten dynastischen Heiraten sowie in den Netzwerken von Klerikern bestanden. Diese Handlungsfelder bilden gleichzeitig die thematischen Abschnitte des Werkes.

Im ersten Teil werden Handelsbeziehungen und insbesondere die Zirkulation von Silber im östlichen Europa und im Ostseeraum behandelt. Silber war in der frühen Zeit vor allem in Form von arabischen Dirhems oder von Hacksilber ein Zahlungsmittel, welches im Rahmen von Transaktionen von den jeweiligen Handelspartnern in einer von beiden Seiten akzeptierten Herangehensweise ausgewogen werden musste. Mit diesem wichtigen praktischen Aspekt befasst sich CHRISTOPH KILGER in seinem Aufsatz, der Konventionen des Wiegens und der überregionalen Geltung von Gewichtssystemen und Rechnungseinheiten gewidmet ist, welche sich an arabischen Normen orientierten. Kilger zeigt dies anschaulich an archäologischen Funden sowie an einer Waage nebst einem vollständigen Satz an Gewichten, die der norwegische Ingenieur Per Sandvik in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts in Äthiopien erstanden hatte und später an ein wissenschaftliches Museum in Trondheim übergab. Ihren Gebrauch, der wahrscheinlich auf älteren, im frühen Mittelalter auch in der Region um die Ostsee praktizierten arabischen Traditionen des Auswiegens von Edelmetall fußt, hatte Sandvik in einem Reisebericht beschrieben. Kilger gelingt es auf diese Weise zu zeigen, dass sich der Geltungsbereich des Mitqal als Gewichtseinheit zusammen mit dem arabischen Silber auch weit über die Grenzen des Kalifats hinaus erstreckte. MAREK JANKOWIAK beleuchtet den Umlauf von Dirhems auf dem Gebiet der frühen piastischen Herrschaftsbildung und macht als Akteure, die Silber in erheblichen Umfang ins Land brachten bzw. holten, neben den Piasten auch Skandinavier aus. Dabei wurden insbesondere in der frühen Zeit Sklaven auf den Märkten der muslimischen Welt gegen Silber verkauft. Als der Zustrom von Silber aus den arabisch-muslimischen Gebieten versiegte, gewann Silber in Form von Pfennigen aus dem angrenzenden Reich an Bedeutung. Diesen Vorgang zeich-

net PETER ILISCH in seinem Beitrag nach: Er hat die Zusammensetzungen von Münzhorten vom ausgehenden 10. bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts unter die Lupe genommen, in denen der Rückgang arabischen Silbers und die Zunahme von Prägungen westlicher Provenienz sichtbar wird. DARIUSZ ADAMCZYK untersucht in seinem Artikel den Zusammenhang zwischen der Herrschaftsbildung durch die Piasten und dem Zugriff auf Silber, das im Fernhandel gegen Güter eingetauscht wurde, die aus regionalen Abgaben und Tributen, aber auch aus Beute von Raubzügen und aus Gefangenen stammten; letztere wurden als Sklaven verkauft. Silber besaß zu Beginn eine zentrale Bedeutung für die Entlohnung von Gefolgschaften als Instrument fürstlicher Herrschaft. Waren die polnischen Herrscher zunächst abhängig vom Silberzustrom von außen, so lag es in ihrem Interesse, die Redistribution von Silber zu kontrollieren. Mittelfristig waren auch eigene Münzen zu prägen, die auf Akzeptanz in den frühen städtischen Zentren und Märkten stießen. Letzteres gelang im frühen 12. Jahrhundert.

Den zweiten Teil des Sammelbandes bilden fünf Beiträge über dynastische Heiratsverbindungen der Piasten, die in der Regel zur Absicherung politischer Bündnisse geschlossen wurden. Den Anfang macht NORBERT KERSKEN mit einer Analyse von 20 Heiraten zwischen dem Piastenhaus und Angehörigen von Adelsfamilien aus dem römisch-deutschen Reich bis zum Beginn des 13. Jahrhunderts. Dabei vermag er eine dynastische Heiratspolitik aufzuzeigen, von der deutsche Adelsfamilien in der Nachbarschaft ebenso wie die jeweils im Reich herrschende Dynastie berührt wurden. Es gab allerdings keine Verbindungen zwischen einem römisch-deutschen König, Kaiser oder seinem Thronfolger und einer piastischen Prinzessin, was Kersken zu Recht als Hinweis auf den Rang der Piasten verstehen möchte. Allerdings spielten sie wie alle Verwandten der jeweils herrschenden Dynastien als „heiratspolitische Reserve“ eine Rolle, wenn Ehen zur Förderung der Interessen Dritter geschlossen wurden. Eine der bekanntesten Verbindungen zwischen den Fürsten Polens und Böhmens dürfte die Heirat Mieszkos I. und der im Kontext der Christianisierung Polens schon früh als *mulier suadens* gewürdigten Dubrawka sein, die auch im Beitrag von JOANNA SOBIESAK ausführlich behandelt wird. In diesem Zusammenhang verweist die Autorin auf die kulturellen Wirkungen, die von den direkten Verbindungen, aber auch den zahlreichen Verschwägerungen zwischen Piasten und Premysliden bei aller politischen Rivalität ausgingen. Weitaus seltener als im Falle des Reichs oder Böh-

mens finden sich Verbindungen zwischen den Piasten und den skandinavischen Herrscherhäusern, mit denen sich JAKUB MORAWIEC mit Blick auf das 10. und 11. Jahrhundert auseinandergesetzt hat. Er führte die problematische Quellenlage für seine Untersuchung näher aus, in deren Rahmen bereits die Identifizierung von nach Skandinavien verheirateten Töchtern schwer fällt. So legendär mache Verbindung in den Quellen auch scheinen mag, so klar ist der politische Kontext, in dem sie Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrhundert geschlossen wurden: Der Kampf gegen die Wilzen und die Behauptung der polnischen Position im Ostseeraum. Unsicherheiten in der Überlieferung in den Quellen konstatiert auch DÁNIEL BAGI in seinem Beitrag über die Heiratsbeziehungen zwischen den Piasten und Árpaden im 11. und frühen 12. Jahrhundert. Nach einer Verortung der Erforschung genealogischer Beziehungen zwischen polnischen und ungarischen Herrscherhäusern innerhalb der den polnisch-ungarischen Beziehungen gewidmeten Historiographie konstatiert Bagi eine relativ geringe Zahl an nachweisbaren polnisch-ungarischen Fürstenhochzeiten für den Untersuchungszeitraum. In diesem wurden dynastische Verbindungen vorrangig mit Adelsfamilien aus dem Reich geschlossen, gefolgt von Heiraten mit Mitgliedern aus den Herrscherfamilien der Rus' und aus Byzanz. In den Quellen seien aber neben den dokumentierten Eheschlüssen zwischen polnischen und ungarischen Partnern fürstlicher Herkunft auch Verschwägerungen überliefert. Auch finden sich dort Nachrichten von fiktiven Ehen, so dass man trotz eher seltener tatsächlicher genealogischer Verbindungen von guten Beziehungen zwischen den Dynastien ausgehen kann. Ein anderes Bild hinsichtlich der Dichte des genealogischen Netzwerkes bietet der Überblick von DARIUSZ DĄBROWSKI, der vom 11. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts eine relativ große Zahl an Ehen zwischen Piasten und Rjurikiden nachweisen kann und die unterschiedlichen Dynamiken von derlei Verbindungen bei der Änderungen der politischen Rahmenbedingungen aufzeigt, unter denen sie einmal als aktuelle Reaktion mit positiven, aber für politische Gegner auch negativen Zielsetzungen verhandelt und geschlossen wurden. Neben politisch wirksamen Auswirkungen arbeitet er auch kulturelle Folgen von längerer Dauer heraus, die sich in der Übernahme von Namen, aber auch in der Überlieferungs-geschichte von Artefakten greifen lassen.

Der mobilen Gruppe der Kleriker und der von ihnen geknüpften personalen Netzwerke und intellektuellen Beziehungsgeflechte sind vier Beiträge gewidmet, die den Band beschließen: ANNA ADAMSKA

widmet sich mit der Frage nach der frühpiastischen Kanzlei und den dort praktizierten Formen der Schriftlichkeit, also einer Institution, über deren Existenz bereits in der Forschung ausführlich und ausdauernd gestritten worden ist. Der Mangel an verfügbaren Quellen zur Erhellung des Problems ermöglichte darüber hinaus eine Vielzahl von Interpretationen und Deutungen. War der Einzug von Schriftlichkeit auch in der Herrschaftsausübung eine wichtige Folge der Christianisierung, so wird man laut der Verfasserin nicht unbedingt die Verhältnisse, die der Genese von Kanzleien im Reich zugrunde lagen, auf Polen übertragen dürfen: Zwar gab es dort ebenfalls einen Bedarf an der Ausstellung von Herrscherurkunden, und die Hofkapelle als Keimzelle einer solchen Einrichtung hatte auch in Polen viele Aufgaben. Die politische Zersplitterung verhinderte aber eine Institutionalisierung; zudem gab es einen Mangel an entsprechend gebildetem Personal, so dass man insbesondere in der Frühzeit auf ausländische Ordensgeistliche zurückgriff. Diese Personen stellen über die Ordensstrukturen, in die sie eingebunden waren, Bindeglieder zu den Bildungszentren Europas dar. Später werden in dieser Funktion auch Landeskinder greifbar, die eine entsprechende Ausbildung genossen und sich Kenntnisse in der *ars dictandi* angeeignet hatten. Mit anderen Aspekten der Schriftkultur befasst sich MARZENA MATLA, die in ihrem Beitrag ebenfalls die fundamentale Bedeutung der Christianisierung für den Aufbau staatlicher und kirchlicher Strukturen sowie für die Entwicklung der (Schrift-)Kultur betont. Kirchliche Außenkontakte fanden auch Niederschlag in der Annalistik, indem über die kirchlichen Organisationsstrukturen und daraus hervorgehende Kontakte, sowie über politisch-dynastische Verbindungen annalistische Aufzeichnungen von außen nach Polen gelangten und dort den Grund für die Schaffung von eigenem historischen Schrifttum bereiteten. Den Blick auf Akteure richtet DARIUSZ ANDRZEJ SIKORSKI, der die Rolle von Geistlichen ausländischer Herkunft in der polnischen Kirche in den Fokus rückt. Für seinen Untersuchungszeitraum (10. bis 12. Jahrhundert) steht er allerdings vor dem grundsätzlichen Problem, dass nur wenige Informationen in den Quellen erhalten geblieben sind, bisweilen nur Namen, die nicht immer eine eindeutige Zuordnung der Herkunft ihrer Träger erlauben. Infolgedessen hat sich Sikorski mit gebotener Vorsicht vor allem mit Personen aus der obersten Hierarchie, den Bischöfen beschäftigt. Dabei kann er zeigen, dass Ausländer vor allem in den ersten Jahrzehnten nach der Christianisierung Schlüsselpositionen in der im Aufbau befindlichen

polnischen Kirche innehatten, zu Beginn des 13. Jahrhunderts jedoch waren die Bistümer bereits fast ausschließlich mit Polen besetzt. Wegen der grundlegenden historischen Bedeutung der Christianisierung weist der Aufsatz von KRZYSZTOF SKWIERCZYŃSKI, der intellektuellen Kontakten Polens mit dem Ausland gewidmet ist, zwangsläufig große Berührungspunkte zu den Beiträgen von Matla und Sikorski auf. Skwierczyński grenzt seine Ausführungen inhaltlich von diesen Texten ab, vermittelt allerdings noch einmal einen Blick auf Kontakte und Verbindungslinien, die auf verschiedenen Ebenen zwischen dem schon länger christlichen westlichen Europa und Polen verliefen: die missionarischen Bemühungen von Mönchen und Eremiten, aber auch die einsetzende Gründung von Domschulen, die Kontakte zu Bildungszentrum im Ausland

unterhielten, den Import von liturgischen Texten, fürstliche und adlige geistliche Stiftungen sowie die Reisen von Legaten und die über kirchliche Vermittlung verlaufende Rezeption römischen Rechts.

Obgleich alle Autoren wiederholt auf die Konsequenzen der mitunter recht spärlichen Quellengrundlage für ihre Ausführungen verweisen, so entsteht doch in der Zusammenschau aller Beiträge über drei sehr grundlegende Aktionsfelder, die die Entwicklung der frühen piastischen Herrschaft maßgeblich bestimmten, ein eindrucksvolles Bild von den überregionalen Bezügen und Verflechtungen, in denen diese Herrschaft als integraler Bestandteil europäischer Geschichte eingebunden war. Der Band verfügt über einige Abbildungen sowie über ein Personen- und Ortsnamensregister.

Maike Sach, Emden und Kiel

Imperial Subjects. Autobiographische Praxis in den Vielvölkerreichen der Romanovs, Habsburger und Osmanen im 19. und frühen 20. Jahrhundert. Hrsg. von Martin Aust / Frithjof Benjamin Schenk. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2015. 505 S. = **Imperial Subjects, Autobiographik und Biographik im imperialen Kontext, 1.** ISBN: 978-3-412-50161-7.

Inhaltsverzeichnis:

<https://www.degruyter.com/view/books/9783412502539/9783412502539-toc/9783412502539-toc.xml>

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge zweier internationaler Tagungen, mit denen ein neues, von der DFG und dem Schweizerischen Nationalfonds gefördertes Forschungsprojekt 2013 und 2014 seinen Anfang nahm. Im Rahmen des Projektes, an dessen Ausarbeitung auch Robert Luft (Collegium Carolinum) und Maurus Reinkowski (Basel) beteiligt waren, soll eine neue Dimension der Imperienforschung erschlossen werden. Erkenntnisleitendes Interesse bildet die Frage, welche Bedeutung Imperien für das Selbstverständnis ihrer Untertanen hatten und welche Rolle imperiale Biographien für das Funktionieren von Herrschaft und Kommunikation in Vielvölkerreichen spielten.

Die Herausgeber und Initiatoren wollen mit ihrem Projekt ein neues, dynamisches Forschungsfeld schaffen. Zum einen soll der Blick auf die Bewohner, die Untertanen (*subjects*) der Imperien und deren „Lebenswege und Biographien“ gerichtet werden und zum zweiten soll das Untersuchungsinteresse den „Diskursen der Selbstbeschreibung und

Selbstverortung von Menschen“, gelten, die „in Selbstzeugnissen Bilder des eigenen ‚Ich‘ entwarfen und dokumentierten“ (S. 9). Es geht konkret um Ich-Entwürfe von Repräsentanten imperialer Eliten und die Frage, ob und wie sie sich im Zuge von Globalisierung, Reformen, Umbrüchen und anderen Herausforderungen neu orientierten, ihre Rolle neu definierten, neue Identitäten entwickelten und möglicherweise vom reinen Untertanen zum bewussten Akteur, zum handelnden Subjekt wurden.

Ausgehend vom New Imperial History-Paradigma, dem nach auch Imperien *imagined communities* ohne wirklich stabile Ordnungssysteme darstellen, und weil sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts eine „Konjunktur autobiographischen und biographischen Schreibens und Publizierens“ (S. 14) beobachten lasse, liegt für die Herausgeber die Frage nahe, inwieweit sich in den publizierten „individuellen Lebensgeschichten“ auch das Bedürfnis nach Auseinandersetzung mit den vielfältigen strukturellen Wandlungsprozessen spiegele. Daher bilden autobiographische Schriften und andere Ego-Dokumente den Quellenkorpus der Untersuchungen. In deren Zentrum steht die Autobiographik bzw. die „autobiographische Praxis“, ein Konzept das von Jochen Hellbeck entwickelt worden ist. Es zeichnet sich, so die Herausgeber, durch eine autobiographische Texte um andere Medien der „Ich“-Konstruktion ergänzende Heuristik aus, die zudem soziale und kulturelle Prozesse als einen komplexen Kommunikationszusammenhang zu erfassen und zu analysieren versucht. Der Sammelband will dazu die ersten Fallstudien liefern.

Untergliedert ist das Buch in sechs Abschnitte.

Im ersten, grundlegenden Artikel arbeitet VOLKER DEPKAT unter der Überschrift: *Doing Identity: Auto/Biographien als Akte sozialer Kommunikation die Auto/ Biographieforschung im Zeichen des Cultural Turn* überzeugend heraus, dass Biographie und Autobiographie als Formen des „Life writing“ miteinander verschränkt sind, d. h. zwei verschiedene und doch auf einander bezogene Versuche kultureller Sinnstiftung und sozialer Selbstbeschreibung darstellen. Sie müssen demnach als hochgradig kontroverse und raum-zeit-induzierte Akte sich wandelnder sozialer Kommunikation und Identitätskonstruktion verstanden werden. Im Weiteren geht Depkat auf die Problematik von Autobiographien als eine Quellengattung ein, von der man keine wertfreie, objektive Darstellung der Vergangenheit erwarten dürfe. Dieses Erkenntnis ist natürlich nicht neu, führt aber Depkat zu der (auch nicht ganz neuen) Forderung, dass Historiker Autobiographien als Quellen für kulturwissenschaftliche Fragestellungen lesen sollten, um historisch-biographische Kontexte zu rekonstruieren und die Referentialität auf eine äußere historische Wirklichkeit zu erhellen. Schließlich setzt sich Depkat auch kritisch mit der historischen Sozialwissenschaft und deren Verdikt gegen jede Form von Biographieforschung auseinander. Er weist dabei zu Recht auf die seit der Jahrtausendwende sich neu, d. h. vor allem interdisziplinär ausrichtende Biographik hin, die, auf der Grenze von Geschichtsschreibung und Literatur angesiedelt, auf der „komplexen Beziehung zwischen dem biographischen Subjekt, dem Biographen, seiner Erzählung und den Lesern“ (S. 55) beruhe. Der Historiker habe daher die „binäre Opposition von Fakt und Fiktion“ (S. 57) zu überwinden. Wie dies im Einzelnen zu geschehen habe, wird in den nachfolgenden Kapiteln des Buches exemplifiziert.

Im zweiten Abschnitt untersucht NORA MENGEL die zwei biographischen Projekte: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*, 1856–1891, und *Russkij Biografičeskij Slovar'*, 1886–1891, als „Werkstätten imperialer Narrative“. An der Darstellung Kossuths und Széchenyis sowie Chmel'nyč'kyjs und Schamils gelingt es der Verfasserin zu zeigen, wie durch Legendenbildung bzw. Herauslösung etwa des Kosakenhetmans aus dem national-ukrainischen Kontext affirmative imperiale Narrationen produziert wurden. Spätosmanische und postosmanische autobiographische Praxis sind dann Gegenstand einer faktenreichen Abhandlung aus der Feder HANS-LUKAS KIESERS. Er charakterisiert spätimperiale Ego-Dokumente, die mit der Jungtürkischen Revolution bzw. seit Ausbruch des Ersten Weltkrieges erschie-

nen sind. Sie sind Ausdruck der zahlreichen Kataklysmen, in deren Folge das Osmanische Reich untergegangen ist. Da auch nichttürkische Autobiographien, Memoiren und Berichte Berücksichtigung finden, entsteht ein facettenreiches Bild, das von der jungtürkischer Rechtfertigungsliteratur bis hin zu kurdischen Memoiren oder neu verfassten Narrativen einstiger griechischer Untertanen des Osmanischen Imperiums reicht. Kiesers Beitrag belegt zudem, dass sich die spätosmanisch-nachosmanische autobiographische Praxis durch ihre nach wie vor „ungebrochene Aktualität“ von den Praktiken in den anderen untergegangenen Reichen unterscheidet. Der osmanische Kataklysmos ist demnach bis heute nicht bewältigt, die Zukunft des Nahen Ostens eine offene Frage.

Unter der Überschrift *ImperiJa / ‚Ich‘ und Imperium* geht DENIS SDVIŽKOV der Frage der autobiographischen Praktiken im Zarenreich zwischen 1830 und 1860 nach. Er versucht, eine Typologie des imperialen Selbsts der Eliten zu erstellen. Wie die von ihm herangezogenen Tagebücher und andere Selbstzeugnisse belegen, veränderte sich im genannten Zeitraum das Verhältnis zwischen Ich und Imperium. Der mit der Person des Kaisers verbundene Begriff des Imperiums wurde entpersonalisiert, weil sich das autobiographische Ich zunehmend nicht mehr der imperialen, sondern der nationalen Gemeinschaft zugehörig zu fühlen begann. Selbst die unteren Schichten, zeigen Sdvižkovs Beispiele, gingen unter dem Signum der *narodnost'* auf Distanz zum nichtrussischen Vielvölkergemisch. Die Autobiographien spiegeln also die dynamischen Entwicklungen des imperialen Modells im 19. Jahrhundert und dessen beginnende Krise im nationalen Zeitalter wider.

In ihren Streiflichtern zu den Autobiographien der k. (u.) k. Hochbürokratie zeigt WALTRAUD HEINDL, dass die Selbstzeugnisse österreichischer bzw. österreichisch-ungarischer Beamten trotz der Unterschiede ihrer Verfasser gemeinsame Merkmale besitzen. Sie folgen traditionellen Mustern und scheinen einem bestimmten Wertekanon verpflichtet gewesen zu sein. Der Vergleich mit Selbstzeugnissen z. B. naher Familienmitglieder und Kollegen demonstriert anschaulich, so die Autorin, wie unzuverlässig und unsicher die Aussagen von Autobiographien tatsächlich sind: Als dem Kaiser per Eid persönlich verpflichtete Beamte zeigten sie eine natürliche Scheu, Probleme der vielfachen Wandlungsprozesse und die begleitenden Konflikte offen zu thematisieren. Sie überspielten ihr Dilemma durch eine spezifische Erinnerungskultur und die Konstruktion eines Selbstbildes, das die Staatsdiener als „klug han-

delnde, sinnvolle, staatserhaltende Kraft, ja tragende Säule der Monarchie“ (S. 156) präsentierte.

Der dritte Abschnitt *Das imperiale Ich zwischen Dienst und Profession* umfasst vier sehr aufschlussreiche Studien. ULRICH SCHMID liefert in seinem Beitrag über Repräsentanten der weltlichen und der geistlichen Eliten anschauliche Beispiele dafür, wie das russländische Imperium als subjektbildende Kraft sowohl positiv als auch negativ wirken konnte. Hier wird dem Leser die Produktivität eines interdisziplinären Analyseansatzes mustergültig vor Augen geführt, weil etwa, wie Schmid zeigt, ein autonomes Subjekt „nur im geschützten Reservat der Romanliteratur“ seinen Platz hatte. Außerhalb des rein literarischen Bereiches bleiben in der Regel Imperium und Imperator die maßgeblichen Referenzen. CAROLA CORDIN zeigt anhand der autobiographischen Praxis von Juristen der späten Zarenzeit, wie in Memoiren autobiographische Reflexionen festgehalten werden – als eine Art „Interessenvertretung zum Schreibzeitpunkt“ (S. 186). Sie wertet diese wohl zu Recht als Ausdruck einer Professionalisierung der noch jungen Zunft moderner russischer Juristen und ihrer Rolle im Kontext sich formierender zivilgesellschaftlicher Strukturen. Unter der Überschrift *Bureaucratic Diaries and Imperial Experts* demonstriert PETER HOLQUIST am Beispiel der Erinnerungen und anderer Selbstzeugnisse von Fedor Martens, Dmitrij Miljutin und Petr Valuev, wie sehr deren Tagebücher eher inoffiziellen Darstellungen ihrer dienstlichen Obliegenheiten gleichen als Aufzeichnungen individuellen Befindens. Daher bezeichnet er diese Texte als „Bureaucratic Diary“. Holquist kommt in seiner Analyse schließlich zu dem Befund, dass die betrachteten Personen ihre Untertanenrolle im Wirkungskreis des Imperiums nicht in Frage stellten. Ein Beitrag BARBARA HENNINGS beleuchtet am Fall eines mittleren osmanischen Beamten kurdischer Provenienz, wie eine Karriere trotz Mobilität, Ehrgeiz und Loyalität zum Imperium am Kollektivverdacht gegenüber Herkunft und Familie scheitern konnte.

Im Abschnitt: *Ich-Suche an der imperialen Peripherie* sind Selbstverortung und Bedeutung persönlicher Erfahrungen imperialer Ich-Entwürfe in verschiedenen Peripherien Gegenstand der Untersuchung. Betrachtet werden von MARIJA ĐOKIĆ die schillernde Figur des serbischen Patrioten und kaisertreuen Beamten Đorđe Stratimirović, von MATTHIAS GOLBECK der die Interessen Russlands in Ostturkestan erfolgreich vertretende Konsul Nikolaj Petrovskij, von CHRISTIAN MARCHETTI die Habsburger Ethnographen bzw. Volkskundler Carl v. Czoernig und

Raimund F. Kaindl sowie der Paläontologe und Albanologe Franz Baron Nopcsa. So unterschiedlich Profession, Herkunft und Aktionsfelder diese *imperial subjects* auch waren, die Analysen ihrer Selbstzeugnisse und Biographien machen den Einfluss peripherer Befindlichkeiten und Herausforderungen deutlich – als Erfolg wie als Misserfolg.

Das Kapitel: *Autobiographik imperial – transimperial – national* umfasst zwei Beiträge. ALEXIS HOFMEISTER untersucht die autobiographische Praxis vor dem Hintergrund jüdischer Identität in den drei Kaiserreichen. Er kommt dabei nicht ganz unerwartet zu der Erkenntnis, dass der die Imperien erfassende soziale Wandel nicht ohne Einfluss auf die Selbstzeugnisse jüdischer Menschen blieb. Einschnitte und Zäsuren auf ihrem Lebensweg führten zu Reflexionen und Versuchen der Selbstversicherung – mit Blick auf das eigene jüdische Sein wie auf das nicht-jüdische Publikum. In den Texten findet daher eine Auseinandersetzung mit den erlebten Veränderungsprozessen statt, die zugleich eine Transformation der traditionellen jüdischen Erfahrungswelten bedeuteten. Deren Sinnhaftigkeit wurde religiös, sozial und kulturell sowie durch den zunehmenden Antisemitismus in Frage gestellt. JENS HERLTH demonstriert in seinem Beitrag über die Erinnerungen des polnischen Gutsbesitzers Tadeusz Bobrowski, wie sich in den ukrainischen Gouvernements des russischen Teilungsgebietes der Rzeczpospolita die Entwicklungsmöglichkeiten der Polen verengten. Bobrowski zufolge trugen dafür sowohl die polnische Minderheit als auch die russische Staatsmacht Verantwortung. Bobrowski, so Herlths Befund, schrieb seine Memoiren, um die verpassten Chancen zu kritisieren, die das Imperium Russen, Polen und den von letzteren lange unterdrückten Ukrainern hätte bieten können. Der Text lässt aber keine aktive Programmatik erkennen, sondern war wohl eher Bobrowskis Abgesang auf eine vor dem Januaraufstand noch für möglich gehaltene Lösung der polnischen Frage im Rahmen des Russländischen Imperiums.

Der Autobiographik nach dem Zerfall der Reiche ist der letzte Abschnitt gewidmet. MURAT KAYA beschreibt, wie bis 1914 die westlichen Interventionen im Osmanischen Reich maßgeblich zur Genese der jungtürkischen „Geisteshaltung“ beigetragen und den in der Türkei weit verbreiteten Skeptizismus gegenüber Europa bewirkt hätten. Er wird von Kaya etwas simplifizierend als „Wesenskern der kollektiven Erinnerung der türkischen Elite“ und in Form des „Sèvres-Syndroms“ als „Merkmal des türkischen Nationalismus bis heute“ (S. 451) apostrophiert. Die osmanisch-armenische Autobiographik zwischen

Heimatland und Diaspora ist anschließend Gegenstand einer facettenreichen, profunden Studie von Elke Hartmann. Ihr gelingt es, die komplexe Wechselwirkung von Verlust und Erinnerung in der literarischen Ausprägung unterschiedlicher autobiographischer Praktiken zu erfassen und zu verdeutlichen, wie die „diasporale Perspektive“ versucht, plurale, d. h. transimperiale und transnationale Identitäten zu integrieren. Um Identität und Epochenbruch geht es im Beitrag von FRANZISKA THUN-HOHENSTEIN. Sie zeigt am Beispiel von Selbstzeugnissen adliger Opfer des Stalinismus, wie in den Texten Herkunft und Zugehörigkeit zu einer zerstörten Daseinsform und vergangenen Gesellschaftskultur beschworen werden. Das erinnerte russländische Imperium wird auch durch die Sprache zurückgeholt, als Akt der „Verortung in der einst in der Kindheit vertrauten Welt“ (S. 505).

Die Vielfalt der Fallbeispiele und methodischen Ansätze der in dem Band versammelten Studien ist beeindruckend. Die meisten sind konzise und schlüssig und reflektieren den Stand der Forschung. Der eine oder andere Beitrag hätte aber einen aufmerksamen Lektor verdient. Nicht alle der produzierten Befunde sind neu oder überraschend, aber alle erhellend. Sie regen zu weiteren Studien an. Wenn die Herausgeber die Erforschung biographischer und autobiographischer Praktiken und deren heuristischen Wert unter Beweis stellen wollten, so ist ihnen das gelungen. Es ist vor allem der beobachtete interdisziplinäre Ansatz, der, wie andere Studien zuvor schon gezeigt haben, erfolgversprechend ist. Man kann den Band nur uneingeschränkt empfehlen.

Rudolf A. Mark, Hamburg

Deutsche im Schwarzmeergebiet, auf der Krim und im Kaukasus vom 19. Jahrhundert bis 1941. Hrsg. von Alfred Eisfeld. Hamburg: Kovač, 2016. 678 S., 13 Abb., Tab. = Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit, 88. ISBN: 978-3-8300-8470-9.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1079679715/04>

In den Jahren 1998 bis 2000 wurden vom Institut für Deutschland- und Osteuropaforschung des Göttinger Arbeitskreises mehrere Tagungen veranstaltet, in deren Rahmen die Rolle und die Lebenswelten deutscher Kolonisten und sonstiger deutschsprachiger Akteure im wirtschaftlichen, politischen und sozialen Leben der südlichen Regionen des Zarenreiches bzw. der Sowjetunion untersucht wurden. In Folge der seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert äußerst dynamischen Expansion des Russländischen Reiches in die Gebiete der heutigen Ukraine, der Krim und der Kaukasusregion hatten die russischen Machthaber ein besonderes Interesse an der Peuplierung dieser Regionen und am Import von spezifischem Know-how, welches man sich nicht zuletzt von den angeworbenen Kolonisten aus den deutschsprachigen Ländern versprach. Die Entwicklung dieser deutschen Kolonien und die russische Politik ihnen gegenüber wurden bereits wiederholt untersucht, nicht zuletzt besonders gründlich von Detlef Brandes (DETLEF BRANDES: Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914. München

1993. = Schriften des Bundesinstituts für ostdeutsche Kultur und Geschichte, 2) und Dietmar Neutatz (DIETMAR NEUTATZ: Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalität und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung 1856–1914. Stuttgart 1993), welche sich erwartungsgemäß mit jeweils einem Beitrag an dem vorliegenden Band beteiligt haben. Das in der alten Bundesrepublik zuweilen auch politisch gebrauchte Thema „Deutsche in Russland/in der Sowjetunion“ wurde erfreulicherweise seit den neunziger Jahren allmählich aus diesem Kontext herausgelöst und der Blick um eine eher forschungsorientierte Perspektive erweitert, die Wechselseitigkeit, Transfers, politische Brüche und Kontinuitäten stärker berücksichtigt; dazu haben nicht zuletzt Institutionen wie der Göttinger Arbeitskreis beigetragen.

Die insgesamt 28 Beiträge sowie eine Einleitung des Herausgebers, ergänzt durch erfreulich ausführliche Personen- und Ortsregister sowie ein Abkürzungsverzeichnis, lassen sich in drei Abschnitte einteilen, welche die Zeitenbrüche berücksichtigen und somit das Zarenreich, den Ersten Weltkrieg sowie die frühe Sowjetunion bis zum deutschen Überfall 1941 abdecken. Die Autorinnen und Autoren stammen zu einem nicht unerheblichen Teil aus dem postsowjetischen Raum, was im Hinblick auf die Zusammenführung unterschiedlicher Wissenschaftstraditionen zu begrüßen ist. Der Zugang ist multiperspektivisch, berücksichtigt sowohl Fragen der Makrogeschichte (wie z.B. der Beitrag MARTIN HOFFMANNs über die außenpolitischen Ziele des Zaren-

reichs in den behandelten Regionen oder DETLEF BRANDES' Vergleich zwischen Russifizierung, Germanisierung und Magyarisierung) als auch kleinteilige Zugänge (genannt seien stellvertretend ĖL'VIRA G. PLESSKAJAS Untersuchungen zur deutschen Handwerkerkolonie in Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bzw. zur dortigen deutschen Schule in den Jahren 1920–1921). Im weitesten Sinne kulturwissenschaftliche Komponenten der Aspekte des Wirkens deutschsprachiger Akteure (vgl. die beiden Artikel GUDRUN CALOVs über deutsche Künstler im Schwarzmeergebiet, der Krim und im Kaukasus vor 1914 oder die HEINRICH HEIDEBRECHTs über *Deutsche Architekten in der russischen Provinz bzw. im Süden Russlands*) stehen beispielsweise neben Betrachtungen der Politik der sog. Entkulakisierung in den behandelten Regionen (vgl. die Artikel PETER LETKEMANNs oder ELENA A. SOLONČUKs). Erwartungsgemäß widmen sich einige Autoren auch den Mennoniten (SERGEJ G. NELIPOVIČ, ALFRED EISFELD), welche bekanntlich eine gewichtige Rolle im russländischen Kolonisationsprojekt spielten.

Das Spektrum der behandelten Themen ist somit erfreulich breit, werden doch einige bislang vernachlässigte Aspekte der Geschichte deutschsprachiger Kolonisten und ihrer Nachfahren im vorliegenden Band erstmalig genauer betrachtet; dies gilt u. a. für den fast ausschließlich auf unveröffentlichten Quellen basierenden Beitrag von Nelipovič (*Dienen oder zahlen? Zum Problem der Einführung der Wehrpflicht für die deutschen Kolonisten im Süden Russlands 1861–1881*), der die Debatten in den verantwortlichen Regierungskreisen mit ihren vielen Brüchen sorgsam nachzeichnet. Gleichwohl entsteht bei der Lektüre des Bandes ein insgesamt eher ambivalenter Eindruck: Während der Umstand, dass viele Autorinnen und Autoren selbst aus den behandelten Regionen

stammen und damit über hervorragende Kenntnisse der örtlichen Archivbestände verfügen, ausdrücklich positiv zu bewerten ist, werden die Einordnung in einen größeren Forschungskontext sowie die Auswertung neuerer Literatur in westlichen Sprachen doch schmerzlich vermisst. Selbst dort, wo westliche Literatur rezipiert wird, wurden doch offenbar kaum einmal die in den letzten eineinhalb Jahrzehnten erschienenen Arbeiten berücksichtigt bzw. eingearbeitet. Die dem Band zugrunde liegenden Konferenzen fanden, wie eingangs erwähnt, schon vor längerer Zeit statt, und der Herausgeber gibt leider keine Erklärung für den selbst für die Geschichtswissenschaft ungewöhnlich langen Abstand zwischen den Tagungen und der Publikation. In jedem Fall wurde die Gelegenheit nicht genutzt, die Beiträge zu aktualisieren. Dies ist besonders bedauerlich im Hinblick auf den Aufsatz von NEUTATZ *Wo steht die Forschung über die Russlanddeutschen?* In dem auf einem 1999 gehaltenen Vortrag basierenden Forschungsüberblick werden einige zum damaligen Zeitpunkt ohne Zweifel wichtige Desiderate benannt, etwa die Notwendigkeit der Einbeziehung von Alltags-, Mentalitäten- und Mikrogeschichte auch bei der Erforschung der deutschen Kolonien in Russland. Während Neutatz' Auslassungen vor mehr als fünfzehn Jahren zweifellos *à jour* waren, wirken Appelle zur Offenheit gegenüber einer (mittlerweile ja nun nicht so neuen) Neuen Kulturgeschichte heute etwas aus der Zeit gefallen. Gleichwohl ist der vorliegende Band für diejenigen, die sich mit der Geschichte deutscher Siedlungen im Zarenreich und der Sowjetunion und den Interaktionen in einem konfessionell und ethnisch höchst heterogenen Terrain befassen, ein willkommenes Compendium.

Kerstin S. Jobst, Wien

„Reguljarnaja akademija učreždjena budet ...“ Obrazovatel'nye proekty v Rossii v pervoj polovine XVIII veka. Naučnye redaktory i sostaviteli Igor' Fedjukin / Majja Lavrinovič. Moskva: Novoe izdatel'stvo, 2015. 406 S. = Novye materialy i issledovanija po istorii russkoj kul'tury, 11. ISBN: 978-5-98379-289-3.

Dieser als „Sbornik statej“ deklarierte Band ist eher als „kollektive Monographie“ einzuschätzen. Die zehn Beiträge von neun Autoren sind klar aufeinander zugeordnet und bieten zumindest für Teilaspekte ein in sich geschlossenes Bild der Entwicklung des russischen Bildungswesens im 18. Jahrhundert unter

breiter Berücksichtigung des militärischen Bildungswesens. Als weitere Besonderheit ist anzumerken, dass die Aussagen aller Beiträge durch einen recht umfangreichen Dokumentenanhang zusätzlich belegt werden.

Der einleitende Beitrag von IGOR' IGOREVIČ FEDJUKIN *Prožektery kak administrativnye predprinimateli* behandelt die „Projektmacherei“ als „Verwaltungsakt“ in der petrinischen Zeit. Fedjukin hebt hervor, dass die frühe Entwicklung einer weltlichen Schule in Russland von solcherart Projekten wesentlich angeregt worden ist. Der folgende Beitrag vom selben Autor behandelt das Entstehen der Marine-Akademie in Sankt Petersburg – wesentliche Anregungen

sind vom Baron de Saint-Hilaire ausgegangen, der das erste in russischer und französischer Sprache verfasste Statut (*Pravila*) dieser Lehranstalt entworfen hatte und selbst erster Leiter gewesen war. Saint Hilaire war ein Abenteurer, dessen Lebensdaten nicht bekannt sind; 1717 erhielt er seine Entlassung aus russischen Diensten, sein weiterer Lebensweg ist unbekannt. Hervorgehoben wird, dass in Russland die Marine-Akademie die erste Lehranstalt mit einer stabilen Klassenstruktur gewesen sei.

JANA IGOR'EVNA LARINA analysiert das 1721 von Heinrich Fick (1678–1750) vorgelegte Projekt über die Ausbildung von russischen Adligen in Schweden und kommt zu der Schlussfolgerung, dass bisher pädagogische Aspekte im bekannten Wirken dieses Mitarbeiters des Reformzaren Peter nur ungenügend beachtet worden sind. Als Anhang ist die *Relation auf maß Art junge Grafen, Barons und Edelleute in Schweden zu des Reiches Diensten erzogen und hernach employret werden* im deutschen Original und in zeitgenössischer russischer Übersetzung abgedruckt.

Über das Entstehen der Charkower Akademie 1726 auf Grund von Projekt und Ukas des Bischofs von Belgorod Epifanij Tichorskij († 1731) berichtet LJUDMILA JUR'EVNA POSOCHOVA. Als Problem besonderer Art erwies sich, dass die Archivmaterialien dieser Akademie im Ersten und im Zweiten Weltkrieg stark gelitten haben und dass zudem in den Jahren 1949 bis 1963 insgesamt 48.339 Akteneinheiten sowie 178 kg unerschlossener Materialien ausgesondert und vernichtet wurden. Vorläufer dieser Akademie war die 1716 gegründete „cifrnaia škola“ beim Nikolaj-Kloster in Belgorod, die Tichorskij kurz nach seiner Amtsübernahme 1722 in eine geistliche Schule umwandelte.

In ihrem gemeinsamen Beitrag analysieren GALINA IVANOVNA SMAGINA und MAJJA BORISOVNA LAVRINOVIČ die Ausbildung Peters II. (1715–1730, Kaiser seit 1727). Sie entsprach einem gemeinsam von Vizekanzler Heinrich (Andrej Ivanovič) Ostermann und Georg Bernhard Bilfinger (Mitglied der Petersburger Akademie) ausgearbeiteten Plan. Dieser Unterrichtsplan wird als Anhang in der vom bei der Akademie der Wissenschaften tätigen Übersetzer Vasilij Adodurov angefertigten russischen Übersetzung des 18. Jahrhunderts veröffentlicht.

Es folgt ein Beitrag von IGOR' IGOR'EVICH FEDJUKIN über ein Projekt des Grafen Heinrich Ostermann zur Reformierung der seit dem Tode Peters I. in Verfall geratenen Marineakademie aus den dreißig Jahren des 18. Jahrhunderts (dieses Projekt ist als Anlage abgedruckt).

Der Beitrag von ANDREJ ALEKSANDROVIČ KOSTIN und TAT'JANA VLADIMIROVNA KOSTINA behandelt das 1739 bestätigte, von Akademiemitglied Georg Wolfgang Krafft ausgearbeitete Reglement des Petersburger akademischen Gymnasiums. Bei der Publikation dieses Dokuments wurden verschiedene im Archiv vorliegende Fassungen berücksichtigt.

Für den deutschen Leser von besonderem Interesse dürfte der Beitrag von IGOR' IGOR'EVICH FEDJUKIN und MAJJA BORISOVNA LAVRINOVIČ über die Berliner Kadettenanstalt als Vorbild für das Adlige Petersburger Landkadettenkorps sein. Recht breit wird über die Entwicklung des Kadettenwesens in Preußen und die Gründung der Kadettenanstalt in Berlin 1717 berichtet. In Kreisen des russischen Adels gab es seit der Mitte der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts Bestrebungen, für die Ausbildung der Jugend spezielle Lehranstalten zu schaffen – das wurde von der Regierung der Kaiserin Anna aufgenommen, als sie 1730 in Petersburg das Adlige Landkadettenkorps weitgehend nach dem Vorbild der Berliner Kadettenanstalt gründete. Dieses Petersburger Landkadettenkorps, das wie das preußische Vorbild sowohl für das Militär als auch für die Verwaltung ausbildete, wurde im 18. Jahrhundert zu einer der bedeutendsten Bildungsinstitute in Russland. Die Förderung dieser Bildungsanstalt durch den zur Zeit Annas einflussreichen Feldmarschall Burchard Christoph von Münnich wird besonders hervorgehoben. Als Beilagen sind u. a. aus den Materialien des Obersten Geheimen Rates das Projekt für ein Kadettenkorps aus der Mitte der zwanziger Jahre des 18. Jahrhunderts sowie die inhaltlich mit dem Beitrag nur indirekt zu verbindende, für die Entwicklung des Berliner Kadettenkorps jedoch wichtige Instruktion Friedrichs II. an den Kommandanten des Berliner Kadettenkorps Kasimir Reinhold v. Oelsnitz aus dem Jahr 1740 in neuer russischer Übersetzung veröffentlicht.

Der Beitrag von MICHAEL ALEKSANDROVIČ KISELEV befasst sich mit der Behandlung von Fragen der Bildung in der Gesetzeskommission von 1754 bis 1766. Vom selben Autor ist auch der folgende Beitrag, der Aufzeichnungen von Peter Ivanovič Šuvalov (1710–1762) aus dem Jahr 1761 zu Fragen der Ausbildung von Artillerie- und Ingenieuroffizieren analysiert. (Zu diesem Beitrag fehlt die für die anderen Beiträge veröffentlichte englischsprachige Zusammenfassung).

Den Abschluss bildet der Aufsatz von DMITRIJ VLADIMIROVIČ RUDNEV über das pädagogische Wirken des ukrainischen Adelsvertreters Grigorij

Andreevič Poletika (1723/25–1784). Sein Wirken in der Gesetzeskommission von 1767/1768 wird nicht berührt; das Thema des Beitrages ist die Tätigkeit als Chef-Inspektor des Adligen Marine-Kadettenkorps in Sankt Petersburg. Diese Funktion hatte er von 1764 bis 1773 inne. Hier hat er sich um eine Verbesserung der Disziplin sowie die Einführung neuer pädagogischer Methoden bemüht.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass mit dem vorliegenden Studienband die Darstellung der Entwicklung des russischen Bildungswesens im

18. Jahrhundert wesentlich bereichert und punktuell vertieft wird. Das wird deutlich, wenn man diese Ausführungen mit der besten zur Zeit vorliegenden Gesamtdarstellung – dem Beitrag zur Bildungsgeschichte von Michail Timofeevič Beljavskij in Band 2 der *Očerki russkoj kul'tury XVIII veka* (Moskva 1987) – vergleicht.

Der Band wurde mit Unterstützung des Deutschen Historischen Institutes in Moskau veröffentlicht.

Peter Hoffmann, Nassenbeide

Hygiene als Leitwissenschaft. Die Neuausrichtung eines Faches im Austausch zwischen Deutschland und Russland im 19. Jahrhundert. Internationale Tagung, Leipzig, 7.–8.10.2013. Hrsg. von Ortrun Riha / Marta Fischer. Aachen: Shaker, 2014. 394 S., Abb., Tab. = *Relationes*, 16. ISBN: 978-3-8440-3059-4.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1059131544/04>

Der in der *Relationes*-Schriftenreihe *Wissenschaftsbeziehungen im 19. Jahrhundert zwischen Deutschland und Russland auf den Gebieten Chemie, Pharmazie und Medizin* erschienene Sammelband *Hygiene als Leitwissenschaft* geht aus einer gleichnamigen internationalen Konferenz hervor und knüpft mit seiner Ausrichtung an eine vielseitige, vorwiegend medizin- und wissenschaftshistorische Forschung an, die sich in den letzten Jahren verstärkt der Thematik der Sozialhygiene und Sozialmedizin auch im osteuropäischen, hier russischen, Kontext widmete. Der Sammelband präsentiert in 18 Beiträgen die Entwicklung der Hygiene als Wissenschafts- und Universitätsfach, ihre Relevanz für die Gesundheitspolitik im Russischen Reich und in der Sowjetunion sowie ihre definitorischen Momente und Einflussbereiche. Dabei fokussiert er zweierlei: Im ersten Teil findet man Beiträge zu den Anfängen der Hygiene und ihrer konzeptionellen und personenbasierten Aufstellung. Dem zweiten Teil liegen die sozial- bzw. gesundheitspolitischen Dimensionen der Hygiene sowie ihre Öffentlichkeitswirksamkeit zugrunde. Eine sichtbare Kennzeichnung und eine leichte Übertragung der Beiträge von ihrer ursprünglichen Vortragsform in eine leserfreundlichere Beitragsform, die zwar in den meisten, aber eben nicht allen Fällen vorgenommen wurde, wären wünschenswert gewesen.

Der Sammelband eignet sich aufgrund der Breite

und des Detailreichtums der darin enthaltenen Beiträge in erster Linie hervorragend als ein Nachschlagewerk. Der Fokus liegt auf der Zeit des 18., 19. und des Beginns des 20. Jahrhunderts. Viele Beiträge – von DARIA SAMBUK, ORTRUN RIHA, LEONID P. TERENCEV, VALERIJ SCHÜTZ – sind als Einführungen in das Thema zu verstehen. In dieser Funktion zielen sie darauf ab, einen Überblick über die Anfänge des medizinisch-hygienischen Transfers, der Medizinalpolitik und -verwaltung im Russischen Reich, über die Gründung der ersten hygienischen Lehrstühle oder aber die wichtigsten Träger der Hygienewissenschaft zu verschaffen.

Diese sich über Zahlen, detailgetreue „Modernisierungsschritte“, Karrierebeschreibungen, kurze Aufenthalts- oder Freundschaftsberichte, die Aufzählung von Veröffentlichungen etc. erstreckenden Darstellungen scheinen „große“ bekannte Namen oder aber den Einzug neuer Techniken als Zeichen und Garanten des Wissenstransfers und enger russisch-deutscher Beziehungen anzusehen, ohne dass ein Blick hinter diese Kulissen gewährt oder die dahinter stehenden Materialitäten und handlungsrelevanten Praktiken überprüft werden. Eine Beschreibung der Veränderung und „Modernisierung“ der Wasserleitung, der Badezimmer und des Kanalisationssystems des Winterpalastes in St. Petersburg im 18. und 19. Jahrhundert wie in dem Beitrag von IGOR' V. ZIMIN, sagt zwar viel über die Einstellung der einzelnen Zaren zu hygienischen „Neuerungen“, aber ohne eine weitere Kontextualisierung oder eine reflektierende Ebene zunächst noch relativ wenig über die Hygiene als Leitwissenschaft, das hygienische Verständnis der Zeit und hygienische Verhaltenspraktiken.

Eine Reihe der Beiträge – vor allem die personenbezogenen – folgt dabei einem nahezu „hagiographischen“ Narrativ. Dank biographischen Zugängen lassen sich oftmals komplexe Mensch-Materie-Wissens-Zirkel leichter aufgreifen, größere

wissenschaftshistorische Zusammenhänge besser erläutern und der transregionale Wissensfluss und seine Auswirkung auf die Lokalität greifbar machen. Dieses Potenzial der biographischen Erzählung wurde aber in den wenigsten Beiträgen ausgeschöpft. Meist steht der Vermittler und ‚Modernisator‘ im Fokus. Beispiele hierfür bieten der Beitrag MARTA FISCHERS über den Hygieniker Victor Aleksandrovič Levašev, der Beitrag von SERGEJ M. KUZNECOV über den Hygieniker Aleksej Petrovič Dobrosavin, GISELA BLOECKS Studie über den um Hygienepopularisierung verdienten Pharmazeuten Georg Dragendorff, OXANA KOSENKOs Beitrag über den Hygieniker und Förderer Lev Tarasevič oder aber der Beitrag von VOLODYMYR O. ABAŠNIK über die Lebenswege der Char’kover Pioniere der Hygiene, bei denen sich die deutsche Einwirkung vor allem in Aufhalten der Hygieniker an deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen oder aber in deren Beteiligung an deutschsprachigen hygienischen Zeitschriften zeigt.

Eine andere Form dieser zum Hagiographischen tendierenden Narrative bieten die Beiträge, die in einem aufzählenden Modus die Lebenswege, Arbeiten und Schüler-Lehrer-Beziehungen beschreiben und so die deutsch-russischen Austauschkontakte dokumentieren: Wer war wer in den russischen hygienischen Kreisen der ersten Hygieneschulen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und in welcher Beziehung standen die einzelnen Hygieniker zueinander – dies erfahren wir aus dem Beitrag von KONSTANTIN K. VASYLEV, JURIJ K. VASYLEV und ANDREJ V. MEL’NIČENKO. Von REGINE und GERD PFREPPER bekommen wir dagegen einen sehr detaillierten Überblick unter anderem über die Aufenthalte einzelner russischer Wissenschaftler am Koch’schen Berliner Hygiene-Institut und über die Teilnahme russischer Wissenschaftler an den Veröffentlichungen der deutschsprachigen *Zeitschrift für Hygiene*.

Die meisten der Beiträge haben einen stark deskriptiven Charakter. Eine analytische Ebene wie auch eine gezielte Fragestellung oder eine über ihre Deskriptivität hinausgehende These fehlen oftmals. Für die Beschreibung der Neuausrichtung der Hygiene als ein neues Fach mögen diese definitiven Moment- und Konstituierungsaufnahmen ausreichend sein, für ein vertieftes Verständnis der Potenziale der Hygiene im Russischen Reich mit ihrer Differenzierungs- und Transformationsmacht sowie für eine Annäherung an die Prozesse der Wissenschaftsfestlegung, -entwicklung, -etablierung und des zirkulierenden Austauschs greifen sie viel

zu kurz. Die in den Einleitungen der jeweiligen Beiträge anvisierten Prozesse des Wissensaustausches bleiben somit lediglich auf der Oberfläche ihrer Benennung.

Dieser biographisch-deskriptive Zugang findet nur an wenigen Stellen eine ergänzende Dimension. Eine solche lässt sich den dem deutschen Hygieniker und Geomediziner Heinrich Zeiss gewidmeten Ausführungen von WOLFGANG U. ECKART entnehmen. Eckarts Beschreibung der ausgeprägten Reiseaktivitäten von Zeiss (1888–1949) – vor allem seiner Reiseexpeditionen in die deutschen Wolgasiedlungsgebiete nach Saratov (1926) und seiner Reisen zur Bekämpfung der Kamel-Trypanosomiasis unter anderem nach Ural’sk in die Gebiete der Kirgisen und der Uralkosaken (1926–27) – zielt darauf ab, die Ansätze der rassenpathologischen Geomedizin, wie sie in Anlehnung an die geopolitischen Theorien im Entstehen war, zu verdeutlichen und sie im Kontext der deutschen Kultur- und Wirtschaftspropaganda zu analysieren. Die Berichte von Zeiss zeugen von einer teils bewussten und dem rassenanthropologischen Gedankengut entstammenden, teils unbewusst projizierten, dennoch programmatisch werdenden Verschmelzung kultureller, ethnographischer, politischer und medizinischer Kategorien. Diese wurden zur Beschreibung der „weltgeschichtlichen Bedeutung“ (Zeiss 1927; S. 254) der von ihm propagierten und im Sinne der deutschen Interessen einzurichtenden Geomedizin verwendet, die vor einer aus den Osten drohenden Degenerationsgefahr warnte; einer Degenerationsgefahr, die, sollte die Sowjetunion ihre Entwicklungschancen nutzen und diese Gefahr für sich produktiv machen können, eine große Herausforderung für Deutschland darstellen und daher rechtzeitig erkannt werden müsse (S. 255–256).

So wie der Beitrag von Eckart mit seinem personenbezogenen Zugang bessere Einblicke in die hygienisch basierte Geomedizin und die russische Gesundheitspolitik gibt, so lassen sich in dem Sammelband noch einige weitere Studien finden, die uns neben dem deskriptiven auch einen tiefen analytischen Blick auf die russische Hygiene und auf russisch-deutsche Transferprozesse erlauben. Ein solcher Beitrag stammt von BJÖRN M. FELDER. Felder führt uns mit seiner Studie in die Diskurse zur Ausrichtung der russischen Hygiene ein, indem er die forschungsgestützte These hinterfragt, der russische Gesundheits- und Hygienediskurs seien vorwiegend von sozialmedizinischen Paradigmen geprägt gewesen und durch diese Prägung für rassistische Kategorisierungen und die Biologisierung

des Sozialen resistent gewesen. Anhand biomedizinischer Diskurse (Tarnovskij's eugenischer Modernismus, deutschbaltische Ärzte, Gamalejas Gesellschaftshygiene) zeigt er, dass es in Russland bereits seit den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Parallelität medizinischer Diskurse zu verzeichnen gibt und dass die sozialhygienisch ausgerichtete Zemstvo-Medizin eine anfangs noch vereinzelte, spätestens nach 1905 immer stärker werdende Konkurrenz von jungen, modernistisch denkenden und der Degenerationslehre verpflichteten Ärzte erhielt, zumal sie in den baltischen Provinzen verstärkt auf biomedizinische und proto-eugenische Forderungen stieß. Eugenik wurde langsam als „ein neues, revolutionäres Instrument im Sinne einer ‚Gesellschaftshygiene‘“ (S. 195) entdeckt und, wenn auch nicht direkt zur Ethnisierung, so doch zur Biologisierung des Nationalen eingesetzt, und zwar bis in die zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts und sogar über die Zeit ihrer offiziellen Verdammung in den dreißiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts hinweg.

Dass bei hygienischen Diskursen ohne die Beachtung ihrer handlungsleitenden Verhaltensweisen und praxislogischen Übersetzungen ihre Wirkungsmächtigkeit sich nur partiell erschließen und kaum in ihrer inneren Dynamik nachvollziehen lässt, zeigt HANS-CHRISTIAN PETERSEN. Er thematisiert die Neuordnung der St. Petersburger Märkte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert und analysiert, wie sich die hygienischen zu kommerziellen, sozialpolitischen und polizeilichen Argumenten verhielten sowie ob ihre Umsetzung eher ihrer überzeugenden Kraft oder eher ihrer politischen Zweckbedingtheit geschuldet waren. Petersen schildert zum einen die Debatten um die Neuordnung des Heumarktes, eines der größten Lebensmittelmärkte St. Petersburg, der zugleich mit seiner „Fressmeile“ und dubioser Kundschaft als der größte Epidemieherd der Stadt betrachtet wurde. Zum anderen stellt er diese Debatten und die anschließende Umgestaltung des Heumarktes im Jahr 1886 im Kontext des allgemeinen Umgangs mit städtischen Märkten und deren Neueinordnung dar. Dabei zeigt er, dass die Intensität auch der hygienischen Bemühungen weniger mit hygienischen Ansätzen der Zeit oder mit hygienischem Anspruch auf Verbesserung der Volksgesundheit zu tun hatte, auch wenn letzteres von der städtischen Sanitätskommission gefordert war. Sie folgte eher kurzfristigen ökonomischen Kriterien (S. 292) und ließ somit den hygienische Diskurs als begleitend, aber nicht ausschlaggebend erscheinen.

Eine spannende Exkursion in die Beschreibung der Eckpunkte und Felder der hygienischen Ordnung in Russland stellt ferner der Beitrag von LUTZ HÄFNER dar, in dem die Anfänge des staatlichen Kampfes gegen die Lebensmittelverfälschung und der behördlichen sowie wissenschaftlichen Bemühungen um Lebensmittelnormierung in Russland vor allem in der Zeit von den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum Ersten Weltkrieg beschrieben werden. Das Zarenreich stellt dabei im internationalen Vergleich weder ein Negativ- noch ein Paradebeispiel dar. Es war vielmehr einer von vielen internationalen Spielern, die sich kurz vor dem Ersten Weltkrieg verstärkt der Bekämpfung der Lebensmittelfälschung und des damals schon als aussichtslos, dennoch alternativlos bezeichneten Kampfes um Produktqualität im Namen der Volksgesundheit verpflichteten.

Der Sammelband schießt mit zwei zusammengehörigen Beiträgen über russische hygienische Selbstpräsentationen auf den Ende des 19. Jahrhunderts als mächtigstes Popularisierungsinstrument aufkommenden Internationalen Ausstellungen. Was und wie sich Russland auf den Hygieneausstellungen in Brüssel (1876) und Dresden (1911) präsentierte, kann man den Beiträgen von ELENA ROUSSANOVA und GERHARD HEXEL-SCHNEIDER entnehmen. Roussanova beschreibt dabei den Umfang der Themen und Exponate, von denen sie einige sogar genauer avisiert. Welches Hygieneverständnis hinter solchen Präsentationstechniken stand, inwiefern die Beteiligung an den Ausstellungen als Teil eines wissenschaftlichen Wettlaufs verstanden und genutzt wurde oder aber welche Selbstinszenierung dadurch angestrebt wurde, bleibt dabei offen. Vor allem die Analyse des Letzteren wäre wünschenswert gewesen, zumal die Autorin immer wieder die Selbstdarstellung mittels der Hygiene betont, kaum aber darauf eingeht. Diesen Teil übernimmt teilweise der Beitrag von GERHARD HEXEL-SCHNEIDER, der zwar nicht auf die hygienische, aber vorwiegend auf die künstlerische Selbstpräsentation Russlands auf der Internationalen Hygieneausstellung in Dresden (1911) eingeht und zeigt, wie die künstlerische Umrahmung (Pavillon, Dekorationen usw.) dazu gedacht war, die wissenschaftlichen Leistungen zu untermauern und Russland als ein modernes Land zu präsentieren.

Insgesamt hinterlässt der Sammelband einen ambivalenten Eindruck. Das ist zum einen seiner Gattung als solcher, zum anderen dem fehlenden konzeptionellen Rahmen geschuldet. Einige wenige

spannende Beiträge stehen im Kontext deskriptiver Studien, die zwar hier und da neue Materialien erkennen lassen, aber sich durch alte Herangehensweisen selbst im Wege stehen. Das Bild der Hygiene als Leitwissenschaft muss sich der Leser somit durch lose miteinander in Verbindung stehende

momenthafte Einblicke oder durch chronologische, enzyklopädieartige Übersichten selbst erarbeiten. Eine erste Annäherung an die russisch-deutschen Wissenschaftsbeziehungen wird damit getan, mehr aber auch nicht.

Justyna A. Turkowska, Gießen

Russkie knigi iz biblioteki Imperatorskogo Carskosel'skogo (Aleksandrovskogo) liceja v Ekaterinburge. T. 1: Otečestvennye izdanija, opublikovannye do 1830 g., iz sobranija Otdela redkich knig Zonal'noj naučnoj biblioteki Ural'skogo federal'nogo universiteta. Sost. O. S. Arkatova / O. S. Kravčenko / L. Ė. Petrova / dr. Otv. red. O. M. Kadočigova. Ekaterinburg: Izdat. Ural'skogo universiteta, 2015, 606 S., 11 Abb. ISBN: 978-5-7996-1545-1.

Im Jahr 1811 wurde auf Initiative des Staatsreformers Michail Speranskij in der südlich von St. Petersburg gelegenen zarischen Sommerresidenz Carskoe Selo (bis 1937 Detskoe Selo, danach Puškin) ein Lyzeum eröffnet, um loyale Staatsdiener heranzubilden, die anschließend Schlüsselposten in der Verwaltung übernehmen sollten. Zu den bekanntesten Zöglingen dieser Lehrereinrichtung im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens zählten die Dichter Aleksandr Puškin, Anton Del'vig und der Dekabrist Wilhelm Küchelbecker, der spätere Außenminister Aleksandr Gorčakov sowie der Direktor der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg von 1849 bis 1861, Modest Korf. In dem Lyzeum herrschte zunächst ein besonderer, „freier Geist“, der durch Lehrkräfte mit umfassender europäischer Bildung (V. F. Malinovskij, A. P. Kunicyn, I. K. Kajdanov, N. F. Košanskij; siehe hierzu die nicht herangezogene Monographie: M. A. LJUBAVIN: *Licejskie učitelja Puškina i ich knigi*. Sankt-Peterburg 1997) sowie durch die Lektüre der Lyzeisten selbst angeregt wurde, jedoch ab 1823 einer militärischen Disziplinierung weichen musste (vgl. die Rez. des Verfassers zu L. B. MICHAJLOVA: *Carskosel'skij licej i tradicii russkogo prosveščeniya*. Sankt-Peterburg 2006, in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 56 (2008) 2, S. 432–433).

Im Rahmen eines neuen Projekts, das an der Boris-El'cin-Universität in Ekaterinburg in Angriff genommen wurde, soll die Bibliothek des Lyzeums katalogisiert und den Lesern zugänglich gemacht werden; dabei ist an Historiker, Bibliographen, Bibliophile und Sammler seltener Bücher gedacht. In der zuerst in russischer und anschließend in englischer Sprache verfassten Einleitung von OLGA KADOČI-

GOVA wird die Geschichte der Bibliothek rekonstruiert. Zar Alexander I. stellte dem neugegründeten Lyzeum die Büchersammlung seiner Großmutter Katharina II. zur Verfügung, die die Bibliotheken Voltaires, Büschings und Diderots (dazu jetzt: S. V. KOROLEV: *Biblioteka Diderota. Opyt rekonstrukcii*. Sankt-Peterburg 2016) enthielt, sowie einen Teil der Bücher aus dem Departement des Ministeriums für Volksaufklärung (insgesamt 4195 Titel, vgl. S. 7). Karten, Pläne und Atlanten wurden aus dem Militär-topographischen Dienst herbeigeht. Die letzte für die Bibliothek angeschaffte Publikation war das 1916 erschienene Lehrbuch des Staatsrechts von A. A. Žilin. 1917 umfasste die Sammlung 11.415 Titel in möglicherweise mehr als 20.000 Bänden (vgl. S. 9). Nach der Auflösung des Lyzeums von Carskoe Selo gelangte die Bibliothek nach mehreren Irrfahrten quer durch das vom Bürgerkrieg verwüstete Land 1921 in die entsprechend einem Dekret V. I. Lenins vom Vorjahr neu gegründete Staatliche Universität des Ural in Ekaterinburg, wobei es unterwegs zu Verlusten kam. Nach 1970 führte man etwa 1300 Titel wieder in das A. S. Puškin-Museum im Gebäude des Lyzeums in Puškin zurück. Doch der größte Teil der Bestände wurde in die regionale Sammlung der Buchdenkmäler des Mittleren Ural eingegliedert.

Im vorliegenden ersten Band, der auch als elektronische Publikation zugänglich ist, werden 900 Titel alphabetisch, von „Avramov“ bis „Jcenkov“, verzeichnet, die bis 1830 in Russland erschienen sind. Das ist der bei weitem umfangreichste Teil des Bandes (S. 35–539). Die Zugehörigkeit von Titeln zu den Beständen der Bibliothek wurde vor allem anhand von Exlibris und Stempeln ermittelt, die hier abgebildet sind (S. 9–12; 24–27). Den Beschreibungen der Titel und der Einbände im Katalogteil werden als Illustrationen in etlichen Fällen die Titelblätter und bemerkenswerte Abbildungen in Schwarz-weiß (S. 164) sowie in Farbe (S. 11) beigegeben. Die bibliographischen Angaben wurden mit Hilfe der Sammelkataloge (*Svodnye katalogi*) der russischsprachigen Bücher in bürgerlicher Schrift 1725–1800 (6 Bände, 1962–1975), der von 1801–1825 erschienenen Buchtitel (3 Bde., 2000–2013) und Serienwerke (3 Bde., 1997–2006) sowie der bewährten Nach-

schlagewerke von A. F. Smirdin (1828, 1829, 1856) und V. S. Sopikov (1904, 1906), die 2006 wieder in Nachdrucken zugänglich gemacht worden sind, überprüft und vervollständigt. Wertvoll sind die Hinweise auf die offiziellen Zensoren, welche die Bücher zu begutachten hatten.

Der Katalog bietet einen Einblick in die russischsprachige Literatur der ersten drei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts; nur vereinzelt finden sich Titel aus der Zeit vor 1800. Entsprechend den Aufgaben und Erziehungszielen des Lyzeums ist Literatur auf den Gebieten der Pädagogik (so der *Kinderfreund* J. H. Campes), des Militärwesens, der Geschichte und Geographie, des Rechtswesens, der Wirtschaft und der Medizin, die geistliche Literatur mit Predigten und Andachtsbüchern vertreten. Zu den vergleichsweise wenigen naturkundlichen Werken zählt das vielbändige, von I. Dvigubskij 1820–1830 herausgegebene *Novyj magazin estestvennoj istorii*. Die Lyzeisten erwarben mit Sprachhilfen und Wörterbüchern der Bibliothek zum Teil beachtliche Fremdsprachenkenntnisse. Ausgaben altgriechischer Klassiker durch I. I. Martynov, Übersetzungen der Werke Homers (Nachdichtung von N. I. Gnedič), Hesiods, Herodots, Pindars, des Plinius, Cicero, Plutarch und Vergil zeugen vom Stand der Übersetzungskunst aus dem Griechischen und Lateinischen in Russland. Zahlreiche kriegsgeschichtliche Abhandlungen, Berichte und Erzählungen erinnerten an die nur wenige Jahre zurückliegenden Waffentaten in den Kriegen gegen Napoleon 1812–1814. Reisebeschreibungen durch Russland, in die asiatischen Länder und bis in die Südsee (Otto von Kotzebue) sowie Werke zur Landeskunde ermöglichten eine Vorstellung von den geographischen Räumen und der ethnischen Vielfalt der Kontinente. In der Zeit einer nervösen, konfessionsüberschreitenden, teils pietistischen und quietistischen Religiosität sowie der Tätigkeit der Bibelgesellschaft ab 1814 wurden Schriften von J. M. de Guyon, K. von Eckartshausen, J. H. Jung-Stilling und J. E. Gossner übersetzt, bis die orthodoxe Kirchenführung 1824 diesen Modeströmungen ein jähes Ende bereitete.

Da im Lyzeum die ausländischen Schriftsteller in den wichtigsten Nationalsprachen gelesen wurden, bedeutete die russischen Übersetzungen eher eine Auswahl: aus der französischen Literatur etwa Racine, Fenelon, Fontenelle, Voltaire und Marmontel. In den Salons des russischen Adels waren die Schriftstellerinnen Madame Genlis und Madame du

Staël-Holstein, Chateaubriand und der Brite Lord Byron ausgesprochene Modeautoren. Die deutsche Literatur wird zwar durch Gellerts Morallehre und Klopstocks *Messias*, nicht aber durch Goethe repräsentiert; von Friedrich Schiller wurde die Übertragung seiner *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* (4 Bde., 1815) erworben. Zwar konnten die namhaften russischen Schriftsteller des „Goldenen Zeitalters“ Katharinas II. gelesen werden (M. V. Lomonosov, A. P. Sumarokov, M. M. Cherskov, I. F. Bogdanovič und G. R. Deržavin), doch erstaunt das Fehlen der Werke Nikolaj Karamzins, des bedeutendsten Schriftstellers und Historikers jener Zeit, während die Abwesenheit der Dichtungen des zeitweise in Ungnade geratenen Aleksandr S. Puškin durch seine jahrelange Verbannung erklärt werden kann. Die russische zeitgenössische Belletristik ist mit Erzählungen, Dramen und Gedichtsammlungen vertreten (K. N. Batjuškov; A. A. Bestužev-Marlinskij, F. Bulgarin, F. N. und S. N. Glinka, P. I. Šalikov, S. A. Širinskij-Šišmatov, A. S. Šiškov), die vor allem das patriotische Gefühl in den Adelszöglingen wecken sollten. Russische Schriftstellerinnen jener Jahre waren Marija Bolotnikova, Anna Bunina und Sofija Meščerskaja. In der Bibliothek wurden nicht nur Einzelausgaben, sondern auch mehrbändige Anthologien und Almanache, Dichtungs- und Predigtsammlungen sowie einige Zeitschriften wie das *Artillerijskij Žurnal* aufbewahrt.

In dem auf den Katalogteil folgenden Personenamenverzeichnis wird auch die lateinische Schreibweise wiedergegeben (was in anderen russischen Publikationen nicht selbstverständlich ist). Nach Möglichkeit werden die Lebensdaten der Autoren erfasst. Ein Register der russischsprachigen Buchtitel und ein Verzeichnis jener Lyzeisten des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, von denen handschriftliche Marginalien in den Büchern erhalten sind, folgen. Den Abschluss bildet ein Verzeichnis der bei der Zusammenstellung des Kataloges benutzten Literatur, das 46 Drucke und Internetseiten umfasst. Darunter ist allerdings kein einziges deutschsprachiges Hilfsmittel zu finden, was insofern bedauerlich ist, als in der Bibliothek eine größere Anzahl von Übersetzungen aus dem Deutschen aufbewahrt wird. Ein Verzeichnis der Illustrationen und ihrer Quellen beschließt die sorgfältig angefertigte und gediegen ausgestattete Publikation, der eine große Verbreitung auch außerhalb Russlands zu wünschen ist.

Michael Schippman, Wolfenbüttel

SERGEJ V. KODAN / SERGEJ A. FEVRAL'EV: *Mestnoe pravo nacional'nych regionov v Rossijskoj imperii (vtoraja polovina XVII – načalo XX v.). Monografija. Moskva: Jurlitinform, 2014. 282 S. ISBN: 978-5-4396-0556-9.*

Ihre ausführliche Untersuchung zum Partikularrecht nationaler Gebiete innerhalb des Russischen Reichs von der zweiten Hälfte des 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts gliedern die russischen Wissenschaftler S. V. Kodan und S. A. Fevral'ev in 3 Kapitel. Vorangestellt ist eine fundierte und als Einstieg in die Thematik sehr zu empfehlende Einleitung (S. 3–15), die anhand umfangreicher Literaturverweise den Stand der Forschung zu Untersuchungsgegenstand und -gebieten zusammenfassend darstellt, um daraus Anliegen und Ziel der eigenen Arbeit abzuleiten und zu begründen. Mit dem Thema wird ein Desiderat der Forschung aufgegriffen.

Kapitel 1 (S. 16–68) wendet sich den Quellen des Rechtspartikularismus und dem politischen und juristischen Wesen des Partikularrechts nationaler Gebiete innerhalb des Russischen Reichs zu. Schwerpunkte der Darstellung bilden die Quellen des russischen Rechtspartikularismus und die Entstehung des Partikularrechts in Russland (S. 16–29), das Partikularrecht nationaler Gebiete in Politik und Ideologie wie auch bei der Herausbildung und Festigung des Russischen Reichs (S. 29–48), abschließend das juristische Wesen des Partikularrechts sowie der Rechtssysteme nationaler Gebiete (S. 48–68).

In Kapitel 2 (S. 69–117) werden Integration, Entwicklung und Vereinheitlichung des Partikularrechts in den nationalen Gebieten von der zweiten Hälfte des 17. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts untersucht, mit folgenden Schwerpunkten: Integration, Quellen und Vereinheitlichung des Partikularrechts Kleinrusslands, Weißrusslands und Litauens (S. 69–88), Integration der Rechtsquellen und Systematisierung lokaler Gesetzessammlungen in den Ostsee-Gouvernements (S. 89–103), Integration und Nutzung der Quellen des Partikularrechts Georgiens bei der Rechtsregulierung im Kaukasus (S. 103–117).

Kapitel 3 (S. 118–230) beleuchtet Integration und Transformation lokaler Rechtssysteme in autonomen Gebieten des Russischen Reichs im Laufe des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Behandelt werden folgende Themen und Gebiete: das System des Partikularrechts des Großfürstentums Finnland im Rechtssystem des Russischen Reichs (S. 118–157), die Quellen und die Veränderungen im lokalen Rechtssystem im Gebiet Bessarabien (S. 157–195) sowie die Quellen des Partikularrechts und die Ver-

änderungen des Rechtssystems im Königreich Polen (S. 195–230).

Jeder der Unterpunkte der Kapitel 1–3 endet mit einer knappen Zusammenfassung, bevor sich an das 3. Kapitel eine Gesamtzusammenfassung der Ergebnisse aller drei Kapitel anschließt (S. 231–243). Es folgt eine ausführliche Liste der verwendeten Quellen und Literatur (S. 244–280), die zunächst die Quellen (S. 244–265) vorstellt, erst alphabetisch geordnet, dann nach Gebieten, was nicht nur die Interessenten an zukünftigen Forschungen, sondern alle Benutzer schätzen werden, denn diese Anordnung ermöglicht eine schnelle Orientierung, auch regional. Es folgt die Literatur (S. 266–280). Mit dem Inhaltsverzeichnis (S. 281–282) schließt der Band ab.

Entstanden ist eine komplexe Analyse des Partikularrechts als politisch-rechtlicher Erscheinung und als Bestandteil des Rechtssystems des Russischen Reichs. Die gut gegliederte und logisch aufgebaute Monographie von S. V. Kodan und S. A. Fevral'ev wendet sich an Lehrkräfte, Wissenschaftler und Studenten juristischer und historischer Hochschulen wie auch an breite Kreise von an der Geschichte der staatsrechtlichen Entwicklung des Russischen Reichs interessierten Lesern.

Die Autoren beleuchten die Grundlagen wie auch die grundlegenden Entwicklungstendenzen der partikularrechtlichen Regulierung unter den Bedingungen von Aufbau, Entwicklung und Festigung des Russischen Reichs. Außerdem werden die politischen und ideologischen Voraussetzungen der Herausbildung und Festigung des Partikularrechts als Teil des russischen Rechtssystems gezeigt. Und nicht zuletzt erfolgt eine Analyse sowohl der Stellung des Partikularrechts in der Politik des russischen Staates wie auch der juristischen Besonderheiten des Partikularrechts. Besondere Aufmerksamkeit schenken die Autoren der Charakterisierung der partikularrechtlichen Systeme einzelner nationaler Gebiete des Russischen Reichs. So betrachten sie die Ukraine, Weißrussland und Litauen (2. Hälfte des 17. Jahrhunderts bis vierziger Jahre des 19. Jahrhunderts), die Ostsee-Gouvernements, d. h. das Baltikum (1710–1917), den Kaukasus, d. h. Georgien und Transkaukasien (1801 bis fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts), das Großfürstentum Finnland (1808–1917), das Gebiet Bessarabien (1812–1917) und das Königreich Polen (1815–1917).

Bei der geographischen Dimension der Untersuchungsgebiete in den betrachteten Zeiträumen war eine beachtliche Menge an Quellen und Literatur einzubeziehen und auszuwerten. Diese Aufgabe haben S. V. Kodan und S. A. Fevral'ev erfolgreich ge-

meistert. Neben allen zu beachtenden allgemeinen Aspekten hatten sie immer auch die spezifischen historischen wie rechtlichen Verhältnisse des jeweiligen Gebietes im Blick. Aus dem Vergleich umfangreicher, auch regionaler Quellen war es den Autoren möglich, eine gewisse Dynamik in der Rechtsentwicklung der betrachteten nationalen Gebiete abzuleiten. Auch konnten sie zeigen, dass es sich bei den untersuchten Partikularrechten nicht, wie bisher fälschlich angenommen, einfach um Subsysteme des russischen Rechts handelt. Die behandelten nationalen Gebiete wie auch die jeweiligen Zeiträume betrachten die Autoren im Zusammenhang mit der entsprechenden lokalen Geschichte und Rechtsgeschichte, und sie stellen ebenfalls immer den Bezug zu den Verhältnissen im Russischen Reich insgesamt her. Grundlage von Bewertungen sind entsprechende Rechtsdokumente zu regionalen wie auch überre-

gionalen Entwicklungen im Rechtswesen. Dabei wird die spezielle Bedeutung einzelner Rechtsdokumente für das jeweilige Gebiete gezielt herausgestellt. Im Rahmen ihrer Ausführungen zu den behandelten nationalen Gebieten arbeiten S. V. Kodan und S. A. Fevralëv gleichzeitig große Teile der Rechtsgeschichte dieser Gebiete auf.

Leider wurde nicht daran gedacht, mit einem, wenn auch noch so knappen, englischen oder auch deutschen Resümee die Sprachbarriere zu überwinden. Auch das Inhaltsverzeichnis gibt es lediglich in russischer Sprache. Das ist bedauerlich, denn so werden die Ausführungen, vor allem aber die Ergebnisse dieser nicht nur umfangreichen, sondern auch fundierten und innovativen Untersuchung nicht so leicht die Verbreitung finden können, die man den Autoren für ihre gute Arbeit gewünscht hätte.

Inge Bily, Leipzig

JENNIFER SIEGEL: For Peace and Money. French and British Finance in the Service of Tsars and Commissars. New York: Oxford University Press, 2014. XV, 306 S. = Oxford Studies in International History. ISBN: 978-0-19-938781-6.

Diese Studie wirft Licht auf die russische Staatsverschuldung im Ausland im Zeitraum von 1894 bis 1922 und ist die Frucht von umfangreichen Archivrecherchen in Frankreich, Großbritannien und Russland. Die Autorin verortet ihre Untersuchung nicht in erster Linie als eine Finanz- oder Wirtschaftsgeschichte, sondern als einen Beitrag zu den finanziellen und diplomatischen Beziehungen des Zarenreichs zu seinen beiden wichtigsten Verbündeten im Ersten Weltkrieg – Frankreich und Großbritannien. Hierbei betont sie besonders auch die Bedeutung von persönlichen Beziehungen der beteiligten Bankiers und Politiker. Das Werk liefert mit Sicherheit einen wichtigen Beitrag zum Verständnis des Themas, dass jedoch, wie auf dem Buchumschlag vermerkt, diese tatsächlich zu „Gefangenen der russischen Schulden“ wurden, erscheint als überinterpretiert. Im Fließtext argumentiert die Autorin dann weniger provokativ.

Jennifer Siegel schreibt einen gut lesbaren Stil und zeigt eine große Meisterschaft darin, im Archiv und in veröffentlichten Quellen einschlägige Zitate der handelnden Personen zu finden. Auf die Dauer wird der Leser aber ein wenig durch die aufeinanderfolgenden, detaillierten Beschreibungen über die Verhandlungen zu Krediten und Anleihen Russlands er-

müdet. Ein weiterer Schwachpunkt der Arbeit liegt darin, dass die Verfasserin den Verlauf der russischen Staatsverschuldung nicht tabellarisch aufarbeitet und ökonomisch analysiert. Wir erfahren zwar mehrfach im Text, Russland sei der größte Schuldner Europas gewesen, aber die wenigen Daten muss sich der Leser an mehreren Stellen zusammensuchen. Wie stieg die Auslandsverschuldung im Untersuchungszeitraum an? In welchem Verhältnis stand sie zur inländischen Verschuldung? Was war der durchschnittliche Zinssatz? Wie hoch war die Verschuldung pro Kopf, also war sie noch tragbar? Wie hoch lag die Pro-Kopf-Verschuldung in anderen europäischen Staaten? Der Rezensent hat nämlich den Verdacht, dass Russland eben als bevölkerungsreichstes Land des Kontinents zum größten Schuldner wurde. Aus heutiger Perspektive wäre es auch interessant, die Verschuldung in Relation zu einem geschätzten Bruttosozialprodukt zu setzen. Im Text werden wiederholt für die Auslandskredite Beträge in Rubeln genannt, doch es ist nicht immer eindeutig klar, ob es sich um Gold-, Silber- oder Papierrubel handelt. Einige Seiten wirtschaftliche Daten und Diskussion hätten den Gebrauchswert dieser Untersuchung deutlich erhöht.

Ursprünglich waren deutsche Banken die wichtigsten Kreditgeber des Zarenreichs gewesen, doch nachdem Otto von Bismarcks Russlandpolitik zu einer Abkühlung der Beziehungen geführt und den Finanzierungshahn zugezogen hatte, trat Frankreich an die Stelle des Deutschen Reichs. An dieser Stelle setzt Siegels Narrativ im Jahr 1894 ein, als die sprichwörtlichen französischen Rentiers begannen, in grö-

ßerem Umfang russische Staatsanleihen zu zeichnen. Russland galt als ein guter Schuldner, und die vermittelnden französischen Banken vermochten es, entsprechende Kommissionsgebühren einzustreichen. In den folgenden Jahren wurden immer neue Anleihen platziert, und auch die Rothschilds kamen an Bord und unterstützten die Politik des russischen Finanzministers Sergej Witte. Das Russische Reich benötigte das Geld zur Modernisierung wie zum Ausbau des Eisenbahnnetzes, zur Stabilisierung der Währung, zur Einführung des Goldstandards und zur Industrialisierung. Frankreich hingegen war damals ein Kapitalexporteur, auch weil es für die Anleger oftmals lukrativer war, ihre Ersparnisse im Ausland zu investieren als innerhalb des Landes. Laut Siegel ließen sich offensichtlich auch französische Zeitungen dahingehend beeinflussen, ein geschöntes Bild von der Situation in Russland zu zeichnen.

Im folgenden Kapitel geht die Autorin auf die Herausforderungen des russisch-japanischen Krieges und der ersten Russischen Revolution ein. Kurzzeitig erfolgte die Kriegsfinanzierung auch aus Deutschland, die Pogrome in Russland wurden von den Rothschilds negativ aufgenommen und mit John Baring von den Baring Brothers wurde ein wichtiger Partner im Vereinigten Königreich gefunden. Als Folge der britisch-russischen Annäherung kam es dann zu einer britischen Teilnahme am Darlehen 1906. Im dritten Kapitel wird der Wandel der Finanziers des Zarenreichs bis 1913 behandelt. Da die Möglichkeiten des Staats zur Schuldenaufnahme begrenzt waren, nahm nun die Bedeutung der Kreditaufnahme durch die Kommunen und für den Bau von Eisenbahnen zu. London gewann als Finanzplatz für das Russische Reich beständig an Bedeutung.

Sicherlich hat die Verfasserin recht, wenn sie die Entwicklung der finanziellen Beziehungen in ein Verhältnis zu den diplomatischen zwischen Russland und Frankreich und später auch Großbritannien setzt, doch mitunter wird die Bedeutung der russischen Schulden etwas übertrieben. Das Russische Reich konnte eben nicht seinen Gläubigern die Bedingungen diktieren. Es waren in erster Linie politische und nicht finanzielle Gründe, die zur Triple-Entente führten. An anderen Stellen überzeichnet Siegel ebenfalls die Wichtigkeit der Auslandsschulden. Wiederholt schlägt sie einen alarmierenden Ton an und der Leser hat den Eindruck, der russische Staat befinde sich in starker Abhängigkeit vom ausländischen Geld. Französische Gläubiger hielten laut der Autorin bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs

80 % der russischen Staatsschulden im Ausland; in britischer Hand waren 16 % (S. 2), zusammen belief sich dies auf 425 Millionen Rubel (S. 125), während der Staatshaushalt 1913 2,5 Milliarden Rubel betrug (S. 128). Kein EU-Land verfügt heute über so eine geringe Verschuldung. Selbst wenn die Inlandsverschuldung in einer ähnlichen Größenordnung lag wie die Auslandsschulden, war diese Verschuldung in Friedenszeiten keine wirkliche Belastung, es sei denn, Siegels Zahlen sind falsch.

Im vierten Kapitel geht es um die Finanzierung der enormen Kosten eines modernen Krieges, des Ersten Weltkriegs; dies war für alle europäischen Kriegsparteien nur durch eine starke Verschuldung zu leisten. Das Zarenreich bildete hier keine Ausnahme, sondern verfügte wegen seiner relativen Rückständigkeit über einen noch höheren Finanzierungsbedarf. Großbritannien trat an die Stelle Frankreichs als wichtigster Finanzier Russlands, doch wegen der Bedeutung einer zweiten Front ist dies auch gut nachvollziehbar. Leider erwähnt Siegel nicht, wie sich die Inlandsschulden im Krieg entwickelten, und sie behandelt die Februarrevolution zu kurz.

Das letzte Kapitel thematisiert die Zeit nach der Oktoberrevolution bis 1922. Ausländisches Vermögen wurde ebenso wie inländisches verstaatlicht, Schulden der zarischen Regierung wurden nicht mehr anerkannt. Trotzdem blieb der Wert der russischen Staatsanleihen anfangs noch relativ hoch. Es gab noch Hoffnungen, dass diese Anleihen trotz der Revolution von Frankreich und Großbritannien bedient würden. Doch diese Praxis endete im April 1918. Französische Gläubiger konnten ihre Anleihen zur Hälfte des Nennwerts in französische Staatsanleihen umtauschen. Die Interventionen der Entente im Russischen Bürgerkrieg standen sicherlich auch in einem Zusammenhang mit der Schuldenfrage.

Ein Epilog rundet die Untersuchung ab und geht auch auf die Frage der russischen Altschulden nach dem Ende der Sowjetunion ein; andererseits liefert er eine Zusammenfassung der Argumentation der Autorin.

Insgesamt handelt es sich um eine gelungene Darstellung, deren Stärke vor allem in der Betonung von Persönlichkeiten bei der finanziellen Diplomatie liegt. Leider sind die wirtschaftsgeschichtlichen Zusammenhänge unterbelichtet, und mitunter wird der Text etwas deskriptiv. Auch überzieht die Autorin einige Thesen. Trotzdem wird der interessierte Leser viel Neues über dieses Thema entdecken.

Olaf Mertelsmann, Tartu

VLADIMIR A. ARAKČEEV: Vlast' i „zemlja“. Pravitel'stvennaja politika v otnošenii tjažlych soslovij v Rossii vtoroj poloviny XVI – načala XVII veka. Moskva: Drevlechranišče, 2014. 508 S. ISBN: 978-5-93646-234-4.

Arakčeev schreibt Geschichte von sozialen und politischen Institutionen wie Schollenpflichtigkeit, *zemlja* und *prikazy* in ihren Wechselwirkungen mit staatlicher Politik und alltäglichen Phänomenen auf der Basis von anderthalb Jahrzehnten Archivarbeit. Sein Programm führt er, nach einer historiographischen Diskussion, in vier Kapiteln aus, in welchen der Zeitraum zwischen etwa 1550 bis 1649 nach Sachthemen gegliedert wird: 1) lastenpflichtige Bevölkerung allgemein um 1550; 2) Reform des Landes und *posad*-Bevölkerung; 3) Durchsetzung der Schollenpflichtigkeit; 4) Regierungspolitik und lastenpflichtige Stände vom Ende der Rurikiden bis zu den Romanovs. Die Arbeit wird ergänzt durch ein 16-seitiges Register, ein 8 Seiten umfassendes Verzeichnis der benutzten Archive, sowie drei Kartenskizzen der im Text zitierten Orte und Regionen zwischen den Grenzen im Westen, dem Weißem Meer im Norden, dem Vorural im Osten und der Linie Orel, Elec und Šack im Süden. Außerdem werden 16 Dokumente aus dem RGADA publiziert.

Die Übersicht über die Verhältnisse der lastenpflichtigen (*tjažlye*) Bevölkerung in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts beruht auf Daten aus allen Gebieten mit einem Schwerpunkt bei den neuen Territorien im Westen (Novgorod Velikij, Pskov), während für Smolensk nach dem Verlust 1612 viele Akten verloren gegangen sind. Arakčeev kommt zu dem Ergebnis, dass die Lage sowohl der Bauern insgesamt als auch der *posad*-Leute mehr durch die fiskalischen Bedürfnisse der Regierung als die Anforderungen der Oberschicht bestimmt war und die Institutionen der Lokalverwaltung der damaligen Gesellschaft entsprachen. Die Reformen von 1549–1550 stärkten die Privilegien der dienenden (*služilnye*) Landbesitzer.

Im dritten Kapitel untersucht der Autor die Vorschriften des Stoglav-Sobors von 1551 sowie den aus Anordnung des Zaren und Beratung (S. 206) bestehenden *prigovor* über *kormlenie* von 1555. In einer manchmal rechthaberischen Diskussion mit A. Novosov begründet der Autor seine Analyse, dass die Reformen der 50er Jahre die gewählten Richter, auch über das Guba-System hinaus, in der Regel stärkten. Ivan IV. vertrat zwar die Meinung, dass alle „Macht“ beim Herrscher liegen solle (S. 206), konnte dieses Verständnis von Autokratie jedoch nicht implemen-

tieren, zumindest nicht gegenüber der lokalen Selbstverwaltung.

Im vierten Kapitel beschreibt Arakčeev den Beginn der Schollenpflichtigkeit der Bauern durch die Begrenzung des Abzugsrechts auf „verbotene Jahre“. Als erste Nennung des Phänomens bestimmt er einen Zuteilungsbrief (*otdel'naja gramota*) für ein *pomest'e* 1585 im Kontext von „Suche nach und Rückführung von Bauern, deren Anwesenheit auf abgabepflichtigem Land dokumentarisch belegt war“ (S. 310). Die Kompetenz für solche Suche (*syste*) nach entlaufenen Bauern blieb lange bei den regionsbezogenen Prikasen und wurde bis 1649 nur schrittweise beim Prikas für die Lehnsgüter (*pomestnyj prikaz*) systematisiert. Nach der Phase der „Desintegration staatlicher Institutionen“ (S. 352) zum Schluss der Smuta während der polnischen Besetzung Moskaus beginnt diese Politik erst nach 1613 neu. Im fünften Kapitel folgt chronologisch die Darstellung der Politik am Beginn des 17. Jahrhunderts.

Westliche Literatur ist nur berücksichtigt, sofern Übersetzungen ins Russische vorliegen; vor allem Fernand Braudel, Pierre Bourdieu und Marcel Mauss sind für das Konzept Arakčeevs wichtig. Es gibt also keine Auseinandersetzung mit westlichen Historikern dieser Periode (abgesehen von Torkes Aufsatz in *Voprosy Istorii* 1991), auch nicht z. B. mit Richard Hellies großer Arbeit über Wirtschaft und materielle Kultur Russlands ab 1600 oder Hartmut Rüß' Monographie *Herren und Diener*; auch jene westlichen Forscher, die Beiträge zu der Konferenz zu Ehren L. V. Čerepnins (*Soslovija i gosudarstvennaja vlast'*. T. 1–2. Moskva 1994) beigesteuert haben, sind nicht berücksichtigt. Das gleiche gilt für westliche Arbeiten zur Frühen Neuzeit in Europa (wie sie in der Enzyklopädie der Neuzeit in einer deutschen Bibliothek leicht zugänglich wären). Wenn Arakčeev schließt, dass die Struktur Russlands ständisch gewesen sei und das Land „als europäischer Staat“ bestimmt werden könne, beruht sein Verständnis von letzterem also nicht auf einer Rezeption westeuropäischer Forschung zu Staat und Gesellschaft – abgesehen von der russischen Fassung von Braudel.

In der Einordnung liegt also nicht die Stärke des Buches. Die liegt vielmehr in der Quellendichte der Beiträge zur Geschichte der Unterschichten in Russland in dieser Periode, zur Reichweite der lokalen Institutionen sowie konkret zur Durchsetzung der Schollenpflichtigkeit. Wurde in der sowjetischen und auch der westlichen sozialhistorischen Historiographie manchmal schnell zusammengefasst und auf tradierte (oder auch innovative) Interpretationen Bezug genommen, so plädiert Arakčeev methodisch für

mehr Quellenarbeit und auch quellengeleitete Interpretationen. Auch wenn er kein endgültiges Ergebnis vorlegt, wie das oben kritisierte Konzept von europäischem Staat andeutet, ist das doch zuerst einmal ein gewichtiger Einwand.

Inhaltlich beansprucht der Autor, die historiographische Gegenüberstellung zweier Russlandbilder zu

dieser Periode – eines, in dem die Regierungsmacht (*plaszt*) vom Volke abhängt, und eines, in dem die Regierungsmacht auf das Volk keine Rücksicht nimmt – mit einem von den gesellschaftlichen Institutionen ausgehenden Ansatz überwunden zu haben. Ein wichtiger Beitrag zur Debatte.

Hans-Heinrich Nolte, Hannover

KEELY STAUTER-HALSTED: *The Devil's Chain. Prostitution and Social Control in Partitioned Poland*. Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2015. X, 379 S., Abb. ISBN: 978-0-8014-5419-6.

Ganz in der Tradition der Kulturgeschichte nutzt Keely Stauter-Halsted das Alltagsphänomen Prostitution als ein „Prisma“, um „Polens schwierigen Weg in die Moderne“ (S. 2) nachzuzeichnen, den sie vor allem vom Kampf um die politische Souveränität geprägt sieht. Obwohl der Titel des Buches einen längeren Zeitraum der Betrachtung verspricht, beschränkt sich Stauter-Halsted auf die Jahre von etwa 1880 bis 1920 und präsentiert gleichwohl dem Leser ein Feuerwerk an Themen: die Regulierung von Prostitution, den Umgang mit Geschlechtskrankheiten, die angeblich mit Prostitution einhergehen würden, Degenerationstheorien und Volksgesundheit, die Entwicklung der Medizin, die Pogrome gegen Bordelle 1905, Antisemitismus und nicht zuletzt internationalen Mädchenhandel. Hinsichtlich der Auswahl der Quellen und des inhaltlichen Fokus konzentriert sich Stauter-Halsted auf polnischsprachige Texte und untersucht, wie sich ein „polnischer“ Diskurs über Geschlecht und Sexualität ausbildete, um den herum, so ihre Behauptung, sich die polnische nationale Bewegung gruppierte. Während in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts Prostitution noch als Gefahr für eine potentielle polnische Nation interpretiert worden sei, habe sich Prostitution bis zum Ende des Untersuchungszeitraumes zu „der zentralen Metapher für den polnischen Volkskörper“ entwickelt, der „in den Zeiten imperialer [Fremd-]Herrschaft [*imperial rule*] vernachlässigt“ worden sei (S. 313).

Keeley Stauter-Halsted gelingt es dank der Anwendung neuerer Theorien zu Sexarbeit, einen erfrischend anderen Blick auf die Frauen zu werfen, die sich mit bezahlten sexuellen Dienstleistungen ihren Lebensunterhalt aufbesserten oder verdienten. Stauter-Halsted schwimmt an diesen Stellen gegen den noch immer weit verbreiteten Diskurs in der Forschungsliteratur, Sexarbeiterinnen ausschließlich als Opfer männlicher Sexualität zu begreifen. Stattdes-

sen betont sie die bewussten Entscheidungen der Frauen und die Selbständigkeit, die wenigstens manchmal mit Sexarbeit einherging (und dann doch oft genug in der Abhängigkeit von einem Zuhälter endete). Dazu gehörte unter anderem, dass Frauen keineswegs genötigt waren, Prostitution als Vollzeitjob auszuüben. Stattdessen griffen Frauen immer mal wieder zur Prostitution, um sich in prekären Lebenssituationen etwas hinzuzuverdienen oder sich schlicht auch einfach mal etwas zu leisten. Mit anderen Worten: Frauen konnten auf Sexarbeit zurückgreifen, ohne gleich ein für allemal in der als soziale Sackgasse wahrgenommenen Prostitution zu enden.

Gleichwohl verschwimmen Keeley Stauter-Halsted bei manchen der von ihr beschriebenen historischen Szenen die Grenzen von Missbrauch, Vergewaltigung und Prostitution, weil sie sich zu sehr auf das Moment der weiblichen *agency* versteift. Wenn Fabrikarbeiterinnen etwa aus Angst, ihre Stelle zu verlieren, auf die erpresserischen „Angebote“ des Vorarbeiters eingingen, so hatte das doch sehr wenig mit *agency* zu tun – und auch nur wenig mit Prostitution. Die Frauen wurden nicht bezahlt, sondern behielten lediglich ihren Job – und das vielleicht auch nur, wenn sie beim nächsten Mal wieder nicht nein sagten. Diesen „sexual exchange“ als „strategic weapon in their arsenal of survival techniques“ (S. 72) zu bezeichnen, beschönigt ausbeuterische und sexistische Gewaltverhältnisse. Solche Euphemismen ziehen sich vor allem durch die erste Hälfte des Buches, in dem Stauter-Halsted die Migrationsbewegung von Frauen aus der Provinz in die Städte bespricht. Sie beschreibt die städtischen Lebensverhältnisse für Frauen, die in den Fabriken oder Geschäften arbeiteten oder sich als Dienstboten in bürgerlichen Häusern verdingten. Gegen die in den polnischsprachigen Quellen des späten 19. Jahrhunderts noch weit verbreitete Empathie mit Frauen, die als hilflose Opfer in die Prostitution getrieben wurden, setzt Stauter-Halsted ihren empathischen Blick auf diese Frauen als starke Personen, die selbstbewusste Entscheidungen getroffen hätten.

Diese Position hält Stauter-Halsted auch beim internationalen Mädchenhandel aufrecht. Sie möchte

das Narrativ des internationalen Frauenhandels und damit auch der Zwangsprostitution zu großen Teilen als „Mythos“ (S. 118) verstanden wissen und begründet dies unter anderem damit, dass viele der Frauen sich bereits vor ihrer Reise nach Südamerika als Prostituierte verdingten. „White-slave trafficking“ wird zur Metapher und weniger zu einem realen Geschehen (S. 121). Die Rhetorik rund um den internationalen Mädchenhandel sieht Stauter-Halsted als Teil des polnisch-nationalen Diskurses, zu dem die polnische Nation und ‚ihre‘ Frauen als Opfer wesentlich besser passten: Die bevorzugten Opfer internationaler Mädchenhändler sollen respektable polnische Mädchen aus den Mittelschichten gewesen sein, die oft in nicht-christliche oder vermeintlich „unzivilisierte“ Länder entführt wurden. Der klassische Entführer wiederum wurde gerne als Jude imaginiert; der polnisch-nationale Diskurs um den internationalen Mädchenhandel war mithin durchsetzt von antisemitischen Stereotypen. Was Keeley Stauter-Halsted an dieser Stelle besonders interessiert, ist die Frage, warum das Bild des Juden als Mädchenhändler so virulent war. Sie beantwortet diese mit dem Verweis auf jüdische Lebensweisen, die beispielsweise das Heiraten einfacher machten, was es jüdischen Männern leichter ermöglichte, Frauen als ihre Ehefrauen ins Ausland zu transportieren. Stauter-Halsted leugnet den polnischen Antisemitismus mitnichten; gelegentlich jedoch wäre es wünschenswert gewesen, sie hätte ihn ernster genommen. Dann etwa, wenn die dezidiert antisemitischen Pogrome gegen Bordelle in Warschau 1905 lediglich als Auftakt eines Kapitels herhalten müssen, das sich dann gänzlich anderen Themen widmet, nämlich der Entwicklung von Wohltätigkeitsorganisationen, die Prostituierte qua Erziehung und Arbeit in ein geregeltes Leben weisen wollten. Zu den Pogromen im Warschauer Rotlichtviertel selbst erfährt man hingegen nur wenig, was bei einem Buch, das doch eigentlich Prostitution behandelt, überrascht.

Andererseits ist aber Prostitution in Keeley Stauter-Halsteds Buch tatsächlich oft nur ein Vehikel, um die polnische Nationswerdung zu verstehen. Der Großteil ihrer Analyse richtet sich auf die Frage, wie die Existenz von Prostituierten zum Projekt der polnischen Nation passte. Und ihre Antwort ist überraschend, denn sie lautet: sehr gut. Auch hier bewegt sich Stauter-Halsted ganz im Fahrwasser der Kulturgeschichte und ihrer Obsession mit dem Begriff der Moderne. Doch während die meisten Kulturhistoriker die Ambivalenzen und Schattenseiten der Moderne betonen, schlägt sich Stauter-Halsted ganz auf die Seite der Zukunft und des Fortschritts. Sie

schreibt die Geschichte der polnischen Nationalbewegung als eine Erfolgsgeschichte, indem sie den inklusiven Charakter der polnischen Nation hervorhebt. Diesen macht sie am Umgang mit Prostituierten fest, der sich von einem sittlich-moralischen zu einem wissenschaftlich-rationalen gewandelt habe. Für den sittlich-moralischen Umgang des 19. Jahrhunderts steht die Verurteilung der Prostituierten als „gefallen“ und ihre regulatorische Kontrolle durch die Polizei; den wissenschaftlich-rationalen Umgang erblickt sie in dem Umstand, dass sich die Mediziner seit der Gründung der zweiten polnischen Republik nach 1918 gegen die Polizei durchgesetzt haben und die Aufsicht über die Prostituierten nun in ihrer Hand lag. Nicht mehr moralische Verurteilung stand im Vordergrund, sondern das Lösen volksgesundheitlicher Probleme – allen voran sexuell übertragbarer Krankheiten. Prostituierte, so Keeley Stauter-Halsted, wurden nicht als soziale Außenseiter gebrandmarkt, sondern in die neue polnische Nation inkorporiert. Die Eugenik, die sich seit der zweiten Dekade des vergangenen Jahrhunderts auch im zukünftigen Polen etablierte, erscheint bei Stauter-Halsted als unbedenkliche Wissenschaft, die Kriminologie als eine positiv konnotierte Möglichkeit zur Verbesserung der Welt – von Exklusion, Rassismus oder Antisemitismus schien Stauter-Halsteds Polen in den zwanziger Jahren meilenweit entfernt zu sein. Auch dieser Befund überrascht sowohl im Lichte der Traditionslinien des 19. Jahrhunderts als auch angesichts des weiteren Verlaufs polnischer Geschichte.

Stauter-Halsteds Geschichte der polnischen Prostitution möchte insofern eine dezidiert „polnische“ sein, als sie immer wieder vermeintlich polnische Spezifika betont. Der inklusive Charakter des polnischen Nationalstaatsprojekts lasse sich an der ungewöhnlich progressiven Aneignung kriminologischer und anderer biomedizinischer Theorien festmachen, etwa der Degenerationstheorie. Stauter-Halsted bemüht oft die französische oder italienische Tradition dieser Wissenschaften oder zieht den Vergleich mit Londoner oder Pariser Diskursen. Was allerdings als Vergleichsfolie viel eher auf der Hand liegen würde, nämlich die Aneignung und Fortentwicklung dieser Theorien durch deutsche, k. und k. und russische Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen sowie deren Rückwirkung auf den polnischen Diskurs kommt leider nur cursorisch vor. Dies führt dazu, dass Stauter-Halsted die Fusion unterschiedlicher kriminologischer Theorieschulen als dezidiert polnisches Phänomen beschreibt, während doch die gleiche eigentümliche Fusion auch unter russischen Wissenschaftlern weit verbreitet war.

Keeley Stauter-Halsted's Geschichte der Prostitution ist reich an Quellen und Thesen, es liefert eine Plethora an Themen. Historiker wie Studenten nehmen eine Menge mit und werden zugleich gefordert.

SARAH DIETZ: British Entrepreneurship in Poland. A Case Study of Bradford Mills at Marki near Warsaw, 1883–1939. Farnham, Surrey, Burlington, VT: Ashgate, 2015. XIII, 296 S., 17 Abb. = Modern Economic and Social History. ISBN: 978-1-4724-4138-6.

In aller Regel stützt sich Firmengeschichte vornehmlich auf Firmenarchive oder sonst erhaltene Unterlagen aus Buchhaltung, Korrespondenz, Jahresberichten etc. In der vorliegenden Fallstudie war dies nicht möglich, da Bradford Mills in Marki im zweiten Weltkrieg vollständig zerstört wurde und als selbstständige private Firma auch keinerlei Berichtspflichten unterlag. Die an der University of Bradford promovierte Textilspezialistin Sarah Dietz, die damit weitgehend auf Auswertung sekundärer Quellen angewiesen war, macht aus dieser Not eine Tugend: Gestützt auf britische Konsular-Korrespondenz, russische Fabrikinspektions- und Polizeiberichte, Mitteilungen von Handelskammern und ähnlichen Gremien, polnische und englische Zeitungsmeldungen, zeitgenössische Literatur (bis hin zur Belletristik) sowie persönliche Korrespondenz der Akteure, kann ihre Fallstudie zugleich als sozialgeschichtlicher wie als wirtschaftsgeschichtlicher Beitrag überzeugen.

Dass die zu ihrer Zeit beachtliche Auslandsdirektinvestition in Kongresspolen auch von eher soziologischen Aspekten beeinflusst wurde, zeigt sich sowohl bei ihrer Finanzierung als auch in vielen Details der vor Ort verfolgten Unternehmensstrategie: Die Partnerschaft der Unternehmer Briggs und Posselt verdankte sich zum guten Teil gemeinsamen außerökonomischen Interessen, wobei sich der Deutsche E. Posselt – trotz geschäftlich vorwiegend internationaler Orientierung – in Bradford weitgehend dem Lebensstil der dortigen nordenglischen Fabrikanten assimiliert hatte. Einer alternativen Finanzierung durch englischen Bankkredit war – so die Autorin – das standesbezogene Vorurteil der Finanzelite gegenüber den Fabrikanten hinderlich, denen als Emporkömmlingen misstraut wurde. Familienpolitische Beweggründe könnten bei E. Briggs Antrieb zu dem Projekt gegeben haben, der dort seine jüngeren Brüder John und Alfred etablierte. Diese heirateten auch – unter Vermittlung von Posselt – alsbald in die örtliche kommerzielle Elite ein und konvertierten zur

Das Buch regt – in bester akademischer Tradition – zum Widerspruch an.

Alexandra Oberländer, Bremen

evangelisch-augsburgischen Konfession, deren kirchliches Gremium Funktionen einer Handelskammer erfüllte, die in Russland verboten war. Nahezu alle Firmen, die am Aufbau der Fabrik in Marki beteiligt waren, hatten personelle Verbindungen zu dieser Kongregation, und die Vermittlung gegenüber russischen Behörden wie auch eine freundliche Berichterstattung in der lokalen Presse lässt sich Mitgliedern dieser Gemeinde zuschreiben.

Was die im engeren Sinne ökonomischen Gesichtspunkte der Arbeit betrifft, ist zunächst die Frage nach den finanziellen Beweggründen der Auslandsdirektinvestition interessant: Die herrschende Meinung in England, belegt durch Kammerberichte und Pressemeldungen, hielt den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts international um sich greifenden Protektionismus für die flauere Konjunktur, besonders in der heimischen Textilindustrie, und damit für die Verlagerung der Produktion ins Ausland verantwortlich. Dietz dagegen interpretiert die Investition in Marki, die keineswegs einen Zweigbetrieb der Firma in Bradford darstellte, als Ergebnis der Verlockung eines großen, abgeschotteten Marktes bei geringer inländischer Konkurrenz, niedrigen Löhnen, billigem Grunderwerb und dergleichen.

Entsprechend sieht die Autorin auch den Schwerpunkt unternehmerischer Leistung in der Erschließung neuer Märkte, sowohl bei den Zulieferungen als auch beim Absatz, weniger dagegen in Produkt- oder Verfahrensinnovation. Zwar wurde in der Gesamtkonzeption von vornherein auf eine flexible Produktpalette abgestellt, die zentrale Stufe, das Kammgarn (*worsted*), war aber länger bekannt und anderswo bereits mehrfach kopiert und modifiziert worden. Auch die eingesetzte Ringspindel-Technik war übernommen, allerdings nicht aus Bradford, sondern aus den USA, da sie sich besser für einen niedrigen Ausbildungsstand der Arbeiterschaft eignete. Besondere Erwähnung findet daneben die ganz überwiegende Beschäftigung weiblicher Arbeiter, die sich nicht zuletzt in den Arbeiterunruhen von 1892 und 1905 als vorteilhaft erwies. Das patriarchalische Fabriksystem mit Arbeiterwohnungen, Schule und Geschäften, wie es sich in England vor 1850 entwickelt hatte (und dort mit dem Aufkommen der Gewerkschaften bereits wieder überholt schien), war für das russische Teilungsgebiet durchaus geeignet, da hier die Bauernemanzipation erst 1861 erfolgte. Alle

zuletzt genannten Aspekte wurden jedoch immer wieder im Rahmen einer systematisch betriebenen PR-Politik herausgestellt, die, wenn sie nicht dem Marketing im engeren Sinne diene, dem allgegenwärtigen Misstrauen der polnischen Bevölkerung gegenüber ausländischen Unternehmen entgegenwirken oder die russischen Behörden geneigt machen sollte.

Leider wird der Zeitraum von 1914–1939 – knapp die Hälfte der im Titel angegebenen Spanne – nur in einem einzigen Kapitel behandelt. Vermutlich ist dies der Quellenlage geschuldet. Bei der ausführlichen Diskussion des Protektionismus oder der innovativen Elemente des Projektes vermisst man Refe-

renzen zu Klassikern wie F. List und J. A. Schumpeter. Da aber der analytische Ansatz der Arbeit in vielen Details vorwiegend betriebswirtschaftlich geprägt scheint, muss das nicht überraschen.

Zu empfehlen ist diese Fallstudie all jenen, die sich mit polnischer, englischer und auch russischer Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zwischen 1850 und 1914 beschäftigen. Darüber hinaus enthält sie aber zugleich manches Element, das in der aktuellen Debatte um die ökonomische Globalisierung und im Streit über Freihandelsabkommen von Interesse sein könnte!

Karl von Delbaes, Marburg/Lahn

KONSTANTIN V. NIKIFOROV: „Načertanie“ Ilii Garašanina i vnešnjaja politika Serbii v 1842–1853 gg. Moskva: Indrik, 2015. 255 S., 38 Abb. ISBN: 978-5-91674-340-1.

Der unter dem Fachbegriff *Načertanije* bekannte geheime außenpolitische Plan von Ilija Garašanin aus dem Jahr 1844 ist eines der umstrittensten Dokumente in der Geschichte Serbiens. Seit mehr als 100 Jahren versuchen Historiker, die Bedeutung und Ziele dieses Planes zu erklären, und sie interpretieren dieses Dokument bis heute sehr unterschiedlich: als Plan der Befreiung aller Serben innerhalb des Osmanischen Reiches; als Plan der Befreiung aller Südslawen und Schaffung eines unabhängigen südslawischen Staates und letztendlich als großserbischen Plan. Die letzte Interpretation ist vor allem seit 1945 in der jugoslawischen und spätestens seit den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in der westlichen Historiographie verbreitet. Nach den Kriegen der neunziger Jahren sahen viele Historiker eine solche Interpretation als bestätigt an: Das *Načertanije* wurde als Grundlage für die „großserbische Politik“ Miloševićs gesehen. Deswegen stellt sich die Frage, aus welchen Gründen ein Historiker eine Monographie über ein Thema schreibt, das nicht neu ist und über das in der Forschung eigentlich ein Konsens besteht. Was könnte eine solche Monographie Neues bringen?

Obwohl der Titel des Buches *Načertanije* lautet, widmet der Autor diesem Dokument direkt nur eines der vier Hauptkapitel. Im Vordergrund stehen die sogenannte „Ustavobranitelj“ (Verfassungsschützer) und ihre offizielle und geheime Außenpolitik einerseits, und die Politik der Großmächte gegenüber Serbien in dieser Zeit andererseits. Dabei verwendet der Autor viele neu veröffentlichte zeitge-

nössische russische diplomatische Quellen. Das Buch ist chronologisch gegliedert und behandelt die Zeit zwischen 1842 und 1853. Neben der Einleitung und Schlussfolgerung ist das Buch in vier weitere Kapitel unterteilt. In der Einleitung (S. 7–29) erhalten wir einen sehr guten und detaillierten Forschungsstand über das Thema. Besonders gelungen ist der Überblick über die bisherigen Entwicklungen in der serbischen und kroatischen Historiographie und die Darstellung verschiedener Positionen zum Thema. Leider konzentriert sich der Autor fast ausschließlich auf die russisch- und serbisch(kroatisch)sprachige Literatur. Von westlichen Historikern und ihren Positionen zum Thema erwähnt er nur zwei: Sundhaussens Geschichte Serbiens (S. 24) und die Monographie von MacKenzie über Garašanin (S. 14). Der Autor positioniert sich sehr kritisch gegenüber dem kroatischen Historiker Agićić, der im *Načertanije* ausschließlich ein großserbisches Projekt sieht. Während Agićićs Interpretation seit den neunziger Jahren nicht nur in der westlichen, sondern auch in der osteuropäischen Historiographie übernommen wurde, finden wir im Buch von Nikiforov eine dezidiert andere Sichtweise.

Das erste Kapitel (S. 29–73) thematisiert die „serbische Krise“ von 1842–1843 als Teil der Orientfrage und die Reaktion der Großmächte auf die Machtergreifung der „Ustavobranitelj“ im Fürstentum Serbien. Im zweiten Kapitel (S. 73–129) behandelt der Autor die Zeit zwischen 1844 und 1847, wobei er das *Načertanije* und die ersten Versuche Garašanins, diesen Geheimplan zu realisieren, thematisiert. Das dritte Kapitel (S. 129–173) ist der Außenpolitik des serbischen Fürstentums während der Revolution von 1848/49 gewidmet. Das letzte Kapitel (S. 173–225) zur Zeit von der Revolution bis 1853 ist überschrieben *Beendigung der ersten Etappe der Realisierung*

des ‚*Načertanije*‘, und in diesem Kapitel erfahren wir mehr über die ersten Schritte zur konkreten Umsetzung des Geheimplanes. Das Buch endet mit dem Fazit (S. 225–235), in dem der Autor einen Ausblick bis zu Gegenwart gibt.

Technisch ist das Buch gut gestaltet. Neben einem sehr praktischen Personenregister findet man auch viele Fotos in sehr guter Qualität von allen für das Thema wichtigen Personen. Besonders wertvoll in dieser Monographie ist die Publikation der vollständigen Version der Primärquelle (*Načertanije*) auf Russisch (S. 235–250), weil eine russische Übersetzung bisher fehlte.

Die vorliegende Monographie wird sicherlich polarisieren und in der westlichen Historiographie vermutlich scharf kritisiert werden. Es ist ungewiss, ob eine solche Darstellung der Ereignisse und die Interpretation des *Načertanije* auch in der russischen Historiographie ohne Kritik übernommen wird, weil die Thesen des Autors von der offiziellen Sichtweise abweichen und einige bisher allgemein akzeptierte Erkenntnisse in Frage stellen. Meiner Meinung nach ist das Buch vor allem für die russischen Kollegen geschrieben mit dem Ziel, die in der russischen Historiographie herrschende Auffassung vom *Načertanije* als großserbischem Projekt zu revidieren. Mit der Einbringung der Thesen von führenden serbischen Historikern (z.B. Ljušić) gelang es dem Autor, die Perspektive der serbischen Historiographie plausibel darzustellen. Gleichzeitig verfolgte der Autor ein anderes Ziel: In der Zeit zwischen 1842 und 1853 waren die Beziehungen zwischen Serbien und Russland auf einem Tiefpunkt, und in der serbischen Historiographie wird Russland in dieser Zeit zusammen mit Österreich als größte Gefahr für die weitere Entwicklung Serbiens dargestellt. Der Autor versucht die antiserbische Politik Russlands zu relativieren und die Geschichte aus der Perspektive Russlands darzustellen. Die prowestliche Haltung Garašanins und seine frankophile Außenpolitik kritisiert er. Der

Schuldige ist für den Autor eindeutig: Polen bzw. die polnische Emigration. Der rote Faden in Bezug auf die Schuld Polens an der antirussischen Position der serbischen Regierung ist im ganzen Buch erkennbar. Außer Polen beeinflussten, laut dem Autor auch die Serben aus Südungarn die serbische Regierung negativ und trugen zur antirussischen Stimmung in Belgrad bei (S. 204–205).

Besonders kritisch ist das Fazit dieser Monographie zu sehen. Anstatt eines Fazits zum Thema und für die Zeit zwischen 1842 und 1853 erhält der Leser einen Ausblick auf die russisch-serbischen Beziehungen bis zur Gegenwart. Dabei soll dem Leser die Erkenntnis nahegebracht werden, dass eine prowestliche Politik der serbischen Regierungen grundsätzlich ein Fehler war und dass Russland in den entscheidenden Momenten der Geschichte Serbiens immer als „großer Bruder“ hilfreich zur Stelle war (z.B. 1878 und 1914). Inwiefern diese Behauptungen der Wahrheit entsprechen, lässt sich nicht feststellen, weil die Zeit nach 1853 nicht das Thema des Buches ist. Das Fazit ist jedenfalls als verfehlt anzusehen, da es eine ansonsten gute wissenschaftliche Arbeit unnötig politisiert.

Besonders wertvoll an diesem Buch ist, dass der Autor den herrschenden Diskurs über das *Načertanije* als „großserbisches Projekt“ in Frage stellt und zeigt, dass eine solche Interpretation einseitig und mehr politisch als wissenschaftlich ist. Das gilt insbesondere für die Bewertung der Kriege in den neunziger Jahren des 20. Jh. und die Versuche vieler Historiker, eine Verbindung zwischen dem *Načertanije* und Miloševićs Politik herzustellen (S. 17). Leider ist diese Monographie ähnlich politisch und einseitig wie die von dem Autor kritisierten Bücher; nur die Perspektive ist eine andere. Es bleibt zu hoffen, dass in der Zukunft eine wissenschaftliche Studie erscheinen wird, die auf solche politischen Einseitigkeiten verzichtet.

Danijel Kežić, Kiel

JOHN J. MARESCA: Helsinki Revisited. A Key U.S. Negotiator's Memoirs on the Development of the CSCE into the OSCE. With a foreword by Hafiz Pashayev. Stuttgart: Ibidem, 2016. X, 272 S., 2 Ktn., Abb. = Soviet and Post-Soviet Politics and Society, 150. ISBN: 978-3-8382-0852-7.

Der KSZE-Prozess war ein zentrales Moment der Entspannung der Ost-West-Beziehungen, die in der Gorbachev-Zeit kulminierte. Maresca war als maßgeblicher US-Diplomat von Anfang an beteiligt und

kann sich zu Recht als der Amerikaner mit der genauesten Kenntnis der Verhandlungen betrachten. In den vorliegenden Erinnerungen geht es freilich nicht darum, wie einzelne Probleme erörtert und geregelt wurden, sondern um die großen Zusammenhänge, die den Verlauf und die Ergebnisse bestimmten. Ebenso werden die Arbeitsweise der Unterhändler, die zwischen ihnen sich entwickelnde Atmosphäre, die Einwirkungen von außen und nicht zuletzt auch die für Marescas Tätigkeit wichtigen Entwicklungen in Washington deutlich. In allen die-

sen Hinsichten ergeben sich für die Forschung bedeutsame Eindrücke und Einsichten.

Der Ausgangspunkt im Westen war der Harmel-Bericht 1967 mit dem folgenden Beschluss der NATO, die Verteidigung durch Entspannung zu ergänzen. Für die im Blick darauf ins Auge gefassten Verhandlungen mit den östlichen Staaten arbeiteten Gremien der Allianz Vereinbarungsvorschläge aus. Als die UdSSR zu erkennen gab, dass sie die Gespräche nicht von Bündnis zu Bündnis führen wollte, sondern der Einladung der finnischen Regierung zu einer Europa-Konferenz unter Einschluss der neutralen und nichtgebundenen Länder den Vorzug gab, verfügte man daher auf westlicher Seite schon über gemeinsam formulierte Entwürfe. Daher war es nicht problematisch, dass die US-Regierung ihrer Delegation mangels Interesse an den Verhandlungen keine Instruktionen gab, sondern eher vorteilhaft. Auf der zuvor geschaffenen Grundlage konnte Maresca, obwohl er als noch junger Diplomat keinen hohen Rang hatte, eigenverantwortlich entscheiden, ohne dass ihm möglicherweise anders ausgerichtete Washingtoner Bestrebungen in die Quere kamen. Da er die erörterten Fragen als Sache vor allem der Europäer betrachtete, ließ er den dortigen Verbündeten den Vortritt, hielt seine Stellungnahmen zurück und gab seine Unterstützung nur dann zu erkennen, wenn dies einmal erforderlich schien. Das stellte nicht nur die Westeuropäer zufrieden, sondern erlaubte es auch der Sowjetunion, den Vorschlägen mit weniger Vorurteilen zu begegnen, als wenn sie von der Führungsmacht der anderen Seite gekommen wären. Für Kenner der Verhandlungen auf der KSZE wird aufgrund der Ausführungen Marescas klar, wieso die neun Staaten der Europäischen Gemeinschaft so hervorragend koordiniert agierten, weithin nicht nur mit den westlich orientierten Neutralen, sondern auch mit Nichtgebundenen und zuweilen sogar mit Osteuropäern zusammenarbeiten konnten und insgesamt eine maßgebende Rolle spielten.

Brežnev hatte sich, als er auf die Einberufung der Konferenz drang und bis zum Beschluss der Schlussakte an ihrem erfolgreichen Abschluss interessiert war, die Sache ganz anders gedacht. Wie aus Marescas auf westlicher Hintergrundkenntnis beruhender Darstellung nicht hervorgeht, richtete sich das sowjetische Bestreben seit Jahrzehnten auf die Ersetzung der beiden Bündnisse durch ein gesamteuropäisches Sicherheitssystem, das die amerikanische Präsenz auf dem Kontinent beseitigen und damit der UdSSR dort eine dominierende Position verschaffen sollte. Als der Kreml 1969 den finni-

schen Vorschlag aufgriff, hatte er zwar die Beteiligung der USA erstmals akzeptiert, damit aber weiter die Erwartung verbunden, ihre Rolle diesseits des Atlantiks zu reduzieren. Obwohl die Verhandlungen eine ganz andere Richtung nahmen, betrachtete Brežnev die KSZE weiter als Instrument seiner Politik, dem er zum erfolgreichen Abschluss verhelfen und durch die Vereinbarung weiterer Etappen der gesamteuropäischen Zusammenarbeit eine Perspektive geben wollte. Die Zurückhaltung in Washington, von der in dem Buch immer wieder die Rede ist, war kein Zufall; sie beruhte auf dem alten Misstrauen, die Sowjetunion wolle die USA aus Europa verdrängen.

Daher musste Maresca während der KSZE die US-Administration bei der Stange zu halten suchen, aber zugleich verhindern, dass in Unkenntnis der Sachlage entstandene Initiativen das empfindliche Gewebe der Verhandlungen störten. Zuerst galt diese Sorge Henry Kissinger, der später, als der Rücktritt Richard Nixons die Verhältnisse in Washington erschütterte, zum Anker der Kontinuität wurde und wesentlichen Anteil daran hatte, dass es gelang, den neuen Präsidenten Gerald Ford zur Teilnahme an der abschließenden Sitzung der Regierungschefs zu bewegen, auf der die Schlussakte angenommen wurde. Dass diese zustande kam, war – was man in den USA erst in der Ära Carter erkannte und dann einer gegen die UdSSR gerichteten Menschenrechtskampagne zugrunde legte – auf die beharrlichen Anstrengungen vor allem der Westeuropäer zurückzuführen und darauf, dass sich Brežnev zum Demandeur gemacht hatte. In einer kritischen Phase war es der persönlichen Initiative des sowjetischen Chefunterhändlers Anatolij Kowalëv in Moskau zu verdanken, dass eine Übereinkunft erzielt wurde.

Besonders ausführlich werden die weniger bekannten Entwicklungen in der Gorbačëv-Zeit geschildert: die Verhandlungen über wechselseitige Truppenreduzierungen in Europa, die gemeinsame Pariser Erklärung der Staaten beider Bündnisse über das Ende des Kalten Krieges vom 19. November 1990 und die Gründung der OSZE, die künftig die friedliche Beilegung von Streitigkeiten gewährleisten sollte. Als die UdSSR ein Jahr später auseinanderbrach, entstanden zahlreiche Konflikte in den unabhängig gewordenen nicht-russischen ehemaligen Sowjetrepubliken. Sie wurden heftiger, als sich Russland einmischte, das in dieser speziell als „Nahes Ausland“ bezeichneten Region besondere Rechte für sich beanspruchte. Maresca war der erste Botschafter, der die USA in diesen Ländern vertrat. Als solcher suchte er mit großem Engagement und unter Inkaufnahme persönlicher Lebensgefahr (wie insbe-

sondere die detaillierte Darstellung seines Bemühens um das zwischen Armenien und Aserbaidschan umstrittene Nagornyj Karabach zeigt) die Feindschaften zu entschärfen und zu wechselseitig annehmbaren Regelungen zu gelangen. Zu seiner Enttäuschung fehlte, wie sich bald zeigte, die nötige Unterstützung aus Washington. Nach seinem Urteil hätte es damals von dort nur deutlicher politischer Willenserklärungen bedurft, um die Brandherde zu löschen, aber die amerikanische Führung war an den Entwicklungen in der früheren UdSSR generell nicht interessiert. Damit wurde nach Marescas Überzeugung die Chance vertan, die Konflikte im Kaukasusgebiet, in Moldova und anderswo ruhigzustellen und die seitheri-

gen russischen Aggressionsakte gegen Georgien und die Ukraine zu verhindern.

Das Buch bietet eine lebendige Darstellung der Entwicklungen im Kontext von KSZE und OSZE, zu denen auch Maresca einen wichtigen Beitrag geleistet hat. Die zeitgeschichtliche Forschung kann in seinen Ausführungen außer den schon erwähnten Vorgängen noch manches Weitere finden, was neues Licht auf das aus den Akten eruierte Bild des Geschehens wirft. Diese sehr persönlich gehaltenen, aber zugleich zuverlässigen Erinnerungen sind so interessant, dass man sie nach Beginn der Lektüre nicht mehr aus der Hand legt.

Gerhard Wettig, *Kommen*

Wiederaufbau europäischer Städte – Rebuilding European Cities. Rekonstruktionen, die Moderne und die lokale Identitätspolitik seit 1945 – Reconstructions, Modernity and the Local Politics of Identity Construction since 1945. Hrsg. von Georg Wagner-Kyora. Stuttgart: Steiner, 2014. 485 S., 103 Abb. = Beiträge zur Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung, 15. ISBN: 978-3-515-10623-8.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1043058060/04>

Der vorliegende Sammelband ist das Ergebnis einer internationalen, Ende September 2009 von der Leibniz-Universität Hannover und der Forschungsstelle für Zeitgeschichte an der Universität Hamburg veranstalteten Historikertagung, die wiederum auf dem Konzept eines 2004 initiierten DFG-Forschungsprojektes zum Wiederaufbau bundesdeutscher Städte basierte. Im Fokus der insgesamt 19 Beiträge stehen dem Herausgeber zufolge „weniger die Baugeschichte als die Identifikationsgeschichte der Städte zur Diskussion“ (S. 21). So wird vor allem großer Wert auf die Identitätspolitik, die Erinnerungs- und Geschichtspolitik des Wiederaufbaus in den Medien wie auch die Moderne-Debatte im Rahmen der Nachkriegsstadtplanungen für die kriegszerstörten Städte gelegt.

Der erste thematische Block vereinigt sieben Aufsätze zur *Identitätspolitik im Wiederaufbau*. ROBERT J. MORRIS geht in seinem Essay *Notes on the Rebuilding of Europe since 1945. Remembering and Forgetting the British Experience* auf die erinnerungsgeschichtliche Aufarbeitung des Wiederaufbaus Europas nach dem Zweiten Weltkrieg aus einer britischen Perspektive ein. Dabei unterstreicht Morris die Diskrepanz, die

aus dem Willen, Neues zu erschaffen und gleichzeitig Altes zu erhalten bzw. zu rekonstruieren, erwuchs – ein nicht nur britisches, sondern vielmehr europäisches Phänomen: „Europe since 1945 has seen two periods of reconstruction. The first had a great faith in the modern, in science, in experts, in the future. The second responded to fundamental changes in experience and sought an identity with the past. This was not just a matter of taste but reflected a deep need for identity, certainty and continuity in a fractured and rapidly changing world. As identities and structures were challenged in the so-called post modern, the remaking of ‘old’ buildings offered a story. The decades of forgetting, of the confidence of the modern were followed by decades of remembering, often fractured and always selective.“ (S. 79)

Die folgenden zwei Aufsätze sind strikt komparatistischer Natur. Während CORINNE BOUILLOT mit der Normandie und Niedersachsen zwei europäische Großräume als „Wiederaufbau-Regionen“ gegenüberstellt, skizziert GEORG WAGNER-KYORA in einem diachronen Vergleich die Unterschiede und Parallelen im Wiederaufbau bundesdeutscher Städte zwischen 1950 und 1990. Dass der Wiederaufbau historischer Gebäude mit großem kulturellen Symbolwert bzw. die Errichtung neuer Gebäude anstelle älterer Bauten willkommene Instrumente der Politik waren und bis heute sind, zeigen die Beiträge von MALTE THIESSEN und PHILIPP SPRINGER. Ersterer zeichnet die Restaurierung der Lübecker Marienkirche als eines der Symbole des „deutschen Ostens“ nach, letzterer den ideologisch begründeten Abriss des Schwedter Barockschlosses im Jahre 1962 und die damit einhergehende Zukunftseuphorie der sozialistischen Industriestadt. In Warschau mussten die Städteplaner nach dem Zweiten Weltkrieg beiden Forderungen nachkommen, wie MARTIN KOHL-

RAUSCH zu berichten weiß. Während der historische Stadtkern samt Königlichem Schloss schon alleine aus erinnerungskulturellen Gründen rekonstruiert wurde, eiferten die Architekten in den Warschauer Vorstädten der sozialistischen Arbeiterstadt mit ihren Plattenbauten und funktional ausgerichteten Gebäuden nach – ein Spagat, der nur bedingt gelang: „Angesichts des Zielkonflikts bei extrem begrenzten Ressourcen, zwischen der Entwicklung Warschaws zu einer modernen Metropole und den Anforderungen an den Wohnungsbau abwägen zu müssen sowie zwischen den divergierenden politischen Vorgaben und den funktionellen Anforderungen einer sozialistischen Metropole zu entscheiden, hat sich weder Lewis Mumfords Vision einer ‚new form for a new age‘ erfüllt, noch der Plan, Warschau als eine am Reißbrett entworfene sozialistische Musterstadt aufzubauen.“ (S. 198–199) Anders als in der polnischen Hauptstadt waren im nachkriegszeitlichen Rotterdam die Städteplaner darauf aus, die während des deutschen Bombardements von 1940 fast vollständig niedergebrannte Altstadt nicht wiederaufzubauen. Stattdessen, so PAUL VAN DE LAAR in seinem Artikel, sollte das Zentrum Rotterdams eine Musterstadt des architektonischen Modernismus werden.

Der zweite Themenblock widmet sich den Geschichtspolitik, den Medien und der unterschiedlichen erinnerungskulturellen Aufarbeitung der Wiederaufbauzeit. DAVID CREW zeichnet die visuelle Aufarbeitung des westdeutschen Wiederaufbaus nach 1945 im Spannungsverhältnis zwischen Trauer, Verleugnung und einem zukunftsorientierten Optimismus nach. SANDRA SCHÜRMANN zeigt am Beispiel Hamburgs und der von der Stadt in Auftrag gegebenen photographischen Dokumentierung des Wiederaufbaus nach 1945, „dass die Aktualisierung der visuellen Repräsentation ein wichtiger Aspekt der Wiederaufbauleistung nach den Zerstörungen europäischer Städte im Zweiten Weltkrieg war“. So gehörte zum Wiederaufbau „neben der physischen Wiederherstellung ebenso die Kommunikation in Form von Gedenkfeiern, Reden, Texten und Bildern“ (S. 250). Ein ähnliches „Reconstructing the

Self“ kann auch ANDREW STUART BERGERSON für den Wiederaufbau Alt-Hildesheims bezeugen.

Im ausgedehnten dritten Themenblock finden sich insgesamt neun Aufsätze, die sich explizit der Rekonstruktion der Städte in der Moderne widmen. Im Großteil der hier versammelten Beiträge wird der Wiederaufbau deutscher Städte und ihrer Wahrzeichen wie etwa der Berliner Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche (CELINA KRESS), Pforzheims (CHRISTIAN GROH), des Hamburger Stadtteils Neu-Altona (SYLVIA NECKER) oder des Ost-Berliner Nikolai-viertels (FLORIAN URBAN) thematisiert. Aufsätze zu Rotterdam (CHRISTOPH STRUPP), Tallinn (MART KALM), Brescia (GIAN PAOLO TRECCANI) und Mailand (SERENA PESENTI) runden die Darstellung in diesem Block ab. Geographisch aus der Reihe fallend ist SEBASTIAN HAUMANNs Essay zum US-amerikanischen Philadelphia. Es gewährt jedoch sehr interessante Einblicke zu Rekonstruktions- und Modernisierungsprojekten von historischen Stadtkernen in den Vereinigten Staaten, was – überraschenderweise, handelte es sich bei Philadelphia doch nicht um eine kriegszerstörte Stadt – wiederum zahlreiche Parallelen zu den anderen im Sammelband vorgestellten europäischen Städten aufzeigt.

Das vorliegende Werk liefert spannende Einblicke in die Zeit des Wiederaufbaus europäischer Städte nach dem Zweiten Weltkrieg und ihrer Aufarbeitung durch Politik, Geschichtswissenschaft und Medien. Gelungen ist der interdisziplinäre Ansatz, stammen doch die Beiträge nicht nur von Wirtschafts- und Zeithistorikern, sondern auch von Historikern anderer Fachbereiche, von Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlern oder Stadtgeographen. Ein geschlossenes Ganzes darf somit nicht erwartet werden, die interdisziplinären Querverweise verdeutlichen jedoch auf eine eindrucksvolle Weise die Parallelen und zum Teil gar (auf den ersten Blick zumindest) nicht immer offensichtlichen Interdependenzen, aber auch Unterschiede im Wiederaufbau europäischer Städte der Nachkriegszeit.

Paul Srodecki, Kiel

Transcending the Cold War. Summits, Statecraft, and the Dissolution of Bipolarity in Europe, 1970–1990. Ed. by Kristina Spohr / David Reynolds. Oxford, New York: Oxford University Press, 2016. XIV, 274 S., 16 Abb. ISBN: 978-0-19-872750-7.

Inhaltsverzeichnis:

<http://gateway-bayern.de/BV043813612>

Nach einer einleitenden Zusammenfassung der Herausgeber stellt der Sammelband zunächst das erste Tauwetter des Kalten Krieges in den frühen siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts dar: die Monologe auf den beiden Treffen von Bundeskanzler Willy Brandt mit DDR-Ministerpräsident Willi Stoph in Erfurt und Kassel 1970 (BENEDIKT SCHOENBORN und GOTTFRIED NIEDHART) sowie die Umwandlung der Ost-West-Konfrontation in ein Dreiecksverhältnis durch die Gespräche, die Präsident Richard Nixon 1972 zuerst in Beijing (YAFENG XIA und CHRIS TUDDA) und dann in Moskau (JAMES CAMERON) führte. Die Verhandlungen auf der Konferenz über Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa 1972–1975 waren von sehr unterschiedlichen Absichten bestimmt und führten zwar zu umfassenden Vereinbarungen, weil Kremlchef Leonid Brežnev eine Übereinkunft unbedingt wollte, zog aber Dissens und Streit nach sich, weil er die daraus für die kommunistischen Regime erwachsenden Probleme unterschätzt hatte (MICHAEL COTEY MORGAN und DANIEL SARGENT). Während die Westeuropäer die Chance der Durchsetzung ihrer Wertvorstellungen mit Unterstützung der Neutralen entschlossen nutzten, ließen sich die USA nur mit Mühe von ihren Verbündeten zum Mitziehen bewegen. Ihre skeptische bis ablehnende Haltung schlägt stellenweise auf die Darstellung des Bandes durch – anders als in der (überaus instruktiven) Darstellung der Vorgänge durch den hohen US-Diplomaten, der maßgeblich dazu beitrug, Washington bei der Stange zu halten (JOHN J. MARESCA: Helsinki Revisited. A Key U.S. Negotiator's Memoirs on the Development of the CSCE into the OSCE. Stuttgart 2014, hier S. 11–135). Der neu aufflammende Konflikt veranlasste Ende der siebziger Jahre die USA, Großbritannien, Frankreich und die Bundesrepublik zu einer Serie von Gipfelkonferenzen (KRISTINA SPOHR und DAVID REYNOLDS).

Erst als Michail Gorbatschow der UdSSR eine grundsätzlich neue Richtung gab, konnte der Kalte Krieg beendet werden. Wie SCHOENBORN und NIEDHART meinen, wurden die Voraussetzungen dafür durch

die – von Egon Bahr konzipierte – Ostpolitik Brandts geschaffen. Eine Analyse der historischen Vorgänge ergibt ein anderes Bild. Dem Beschluss des sowjetischen Politbüros, Gorbatschow an die Spitze zu stellen, lag keineswegs die Absicht zugrunde, auf westliche bzw. westdeutsche Entspannungsbereitschaft einzugehen. Nach den acht Jahren, in denen alte und kranke Partei- und Staatschefs nicht mehr kraftvoll zu führen vermocht hatten, sollte endlich ein jüngerer Mann das Ruder übernehmen, der im Innern wie nach außen, wo man sich im „zweiten Kalten Krieg“ des Nachrüstungsstreits befand, energisch zu handeln vermochte. Der neue Generalsekretär stimmte voll mit dieser konfrontativen Ausrichtung überein, wie sich etwa im August 1984 beim Veto gegen den Besuch von DDR-Chef Erich Honecker in der Bundesrepublik gezeigt hatte. Nicht zufällig setzte sich Gromyko, der die alte Linie wie kaum ein anderer verkörperte, nachdrücklich für ihn ein.

Die Entscheidung für ein „neues Denken“ kam erst hinterher – und zwar nicht, weil Gorbatschow durch irgendeine Entspannungspolitik im Westen dazu bewogen worden wäre, sondern weil im Gegenteil die Konfrontation ein unerträglich scheinendes Ausmaß erreicht hatte. Er wurde in die militärischen Geheimnisse eingeweiht und erfuhr, dass die Leitungszentrale des Landes, Moskau, im Kriegsfall ohne Schutz wäre. Denn die Pershing 2, die von der NATO in der Bundesrepublik als Gegengewicht zur sowjetischen SS-20 stationiert wurde, lasse sich wegen ihrer kurzen Flugzeit nicht abwehren. Daraus zog er den Schluss, wenn Sicherheit nicht gegen den Westen zu gewährleisten sei, müsse sie zusammen mit diesem mittels Übereinkunft hergestellt werden. Das zog eine generelle Haltungsänderung nach sich. Nicht nur verhandelte Gorbatschow mit den USA über eine Beseitigung der Pershing 2 und der anderen westlichen Nachrüstungsraketen, wofür er Ende 1987 vertraglich auf die weit zahlreicheren eigenen INF-Systeme verzichtete (JONATHAN HUNT und DAVID REYNOLDS). Er ging auch von der sowjetischen Offensivplanung auf dem europäischen Schauplatz ab, indem er eine Verteidigungsstrategie durchsetzte; er ließ die „Brežnev-Doktrin“ fallen, die keine Abweichungen vom alten Herrschaftsmodell der UdSSR erlaubte, und befürwortete Reformen, die das innere und äußere Imperium dem demokratischen System des Westens annäherten.

Demgemäß engagierte sich Gorbatschow für den politischen Wandel in Ostmitteleuropa, wie er 1989 in Beijing gegenüber Deng Xiaoping und beim Treffen vor Malta gegenüber Präsident George W. H. Bush

deutlich machte (JEFFREY A. ENGEL und SERGEY RADCHENKO). Die dadurch veränderte Lage bewog ihn schließlich dazu, nicht nur der deutschen Vereinigung, sondern sogar dem Verbleib der vergrößerten Bundesrepublik in der NATO zuzustimmen (KRISTINA SPOHR). Diese Entwicklung war gegenläufig zu der Haltung, welche die Initiatoren der Bonner Ostpolitik in den achtziger Jahren einnahmen: Sie gaben ihre Absicht auf, auf die Überwindung des Status quo hinzuarbeiten, um damit die Wiedervereinigung zu erreichen. Während Brandt nach dem Fall der Berliner Mauer zum früheren Standpunkt zurückkehrte, beschwor Bahr den KPD-SU-Sekretär Valentin Falin am 21. November 1989, die DDR vor der Vereinigung mit der Bundesrepublik zu retten (Abdruck des Gesprächs in: *Der Krenl und die Wende 1989*. Hrsg. von Stefan Karner [u.a.]. Innsbruck 2014, S. 515–520).

Die Aufsätze des Sammelbandes beruhen auf guten Quellen der jeweils einschlägigen Provenienz, stellen eingehend die Vorgeschichte dar und bieten zuverlässige Analysen der geschehensbeeinflussenden Umstände und der die Akteure bestimmenden Motivationen und Zielvorstellungen. Die Ausführungen sind klar und konzentrieren sich auf die wesentlichen Tatbestände, so dass ermüdende Aufzählungen vermieden werden. Den Autoren kann eine genaue Kenntnis ihrer Thematik bescheinigt werden. Insgesamt sind dies Ausführungen, die wichtige Aspekte der Überwindung des Kalten Krieges beleuchten und sowohl von Fachkennern als auch von erstmals damit befassten Studenten oder interessierten Laien mit Gewinn zu lesen sind.

Gerhard Wettig, Kommen

WLADISLAW HEDELER: Nikolai Bucharin – Stalins tragischer Opponent. Eine politische Biographie. Berlin: Matthes & Seitz, 2015. 638 S., 42 Abb. ISBN: 978-3-95757-018-5.

GEORGIJ ČERNJAVSKIJ / MICHAEL STANČEV / MARIA TORTIKA (LOBANOVA): Žiznennyj put' Christiana Rakovskogo 1873–1941. Evropeizm i bol'shevizm. Neokončennaja duel'. Moskva: Centrpoligraf, 2014. 880 S., 1 Abb. ISBN: 978-5-227-05277-3.

Als Kader mit internationaler Erfahrung waren sowohl Bucharin als auch Rakovski nach der Machteroberung der Bol'seviki an der Behauptung ihrer Herrschaft auch jenseits der Grenzen Sowjetrusslands beteiligt. Über den Tod Lenins hinaus (aber konträr in der Parteinarbeit für Trockij) waren beide in die inneren Parteikämpfe involviert, bis sie zu „Opponenten“ (Stalins) wurden. Mittel im Kampf gegen interne Gegner waren Denunziationen und öffentliche Kampagnen, Forderungen nach Distanzierung und nach Schuld- und Reuebekenntnissen sowie schließlich der dritte Moskauer Schauprozess, in dem beide als Angeklagte und zugleich als Zeugen der großen (Partei-)Geschichtsrevision präsentiert wurden.

Bei dem Versuch, Leben und theoretisches Werk eines der prominentesten Konkurrenten Stalins in einem Band zusammenzufassen, folgt Wladislaw Hedeler, ein ausgewiesener Bucharin-Experte, der Pionierarbeit von Adolf G. Löwy (1969/1990) sowie der wichtigen Biographie von Stephen F. Cohen

(1973/1980). In den ersten beiden seiner insgesamt acht Kapitel umfassenden Arbeit räumt der Autor – die Blindflecken seiner Vorgänger vor Augen – dem jungen Bucharin (bis 1909) und seinem Leben im Exil (von 1910 bis 1917) einen „gebührenden Platz“ (S. 542) ein.

Geboren 1888 in Moskau in einer Lehrerfamilie, wo er einen Teil seiner Kindheit in Bessarabien zubrachte, stieß Bucharin im Gefolge der ersten russischen Revolution von 1905 zur Russländischen Sozialdemokratischen Partei (bolschewistischer Flügel), kurz RSDRP(b). Nach seiner Rückkehr aus dem Exil im Mai 1917 gehörte er dem Zentralkomitee (CK) der RSDRP(b) und nach deren Umbenennung im März 1918 der Kommunistischen Partei der Bol'seviki, kurz RKP(b), dem formal höchsten Gremium des Parteiapparats, an. Ende 1917 trat er in die Redaktion des Parteiorgans *Pravda* ein, ab März 1919 war er Kandidat, ab Juni 1924 Vollmitglied im Politbüro des CK der RKP(b), dem neuen Macht- und Führungsgremium der Partei. Ebenfalls im März 1919 war er an der Gründung einer eigenen (=kommunistischen) Internationale (Komintern) beteiligt. Der von Lenin zum „Liebling der ganzen Partei“ erklärte Parteiideologe kämpfte 1925 an der Seite Stalins gegen die „Neue Opposition“ um Grigorij Zinov'ev und Lev Kamenev sowie 1926 gegen die von diesen und Trockij geführte „Vereinigte Opposition“. Als (faktischer) Nachfolger von Zinov'ev übernahm Bucharin – wenig erfolgreich – die Führung in der Komintern. Spätestens 1928, vor allem seit 1929, wurden seine Prognosen und Programmziele (von Stalin) diskreditiert, bis er schließlich auf dem Vereinigten Plenum von

CK und Zentraler Kontrollkommission (CKK) vom 6. bis 11. April 1929 von seiner Arbeit in der *Pravda* und in der Komintern *entbunden* und am 17. November 1929 auf Beschluss des Plenums des CK *Über die Gruppe des Genossen Bucharin* (zusammen mit Aleksej Rykov und Michail Tomskij) als „Initiator und Führer der rechten Abweichler“ aus dem Politbüro entfernt wurde. Am 26. November druckte die *Pravda* eine reuevolle „Erklärung der Genossen Tomskij, Bucharin und Rykov“.

Bis zum November-Plenum von 1929, das den Wirtschaftskurs in Richtung auf forcierte Industrialisierung und Zwangskollektivierung der Landwirtschaft mit der Liquidierung des „Kulakentums“ bestätigt, also auf den ersten zirka 300 Seiten des Buches, werden recht solide Einblicke in Bucharins Leben und Wirken gegeben. Aber schon im vierten Kapitel zur Problematik der (ideologischen) Nachfolge nach Lenins Tod werden die verschiedenen (Wirtschafts-)Theorien Bucharins kaum noch chronologisch und linear dargestellt. Problematisch ist auch, dass Hedeler das in diversen kleinen, jeweils mit einem Namen [Rosa Luxemburg, August Thalheimer etc.] überschriebenen Zwischenkapiteln tut. Das Fehlen eines allgemeinen Konzepts, einer Fragestellung, unter der das (politische) Wirken Bucharins analysiert würde, macht sich nun bemerkbar. Auf den „Absturz als Politiker“ folgte der „Aufstieg als Wissenschaftler“ (S. 301); gemessen an seinem Schrifttum seien die Jahre 1931 und 1934 ausgesprochen produktiv gewesen (S. 306).

Ab 1930 wurde Bucharin (wie auch Rykov) immer wieder beschuldigt, „Ideengeber“ (S. 356) angeblicher Verschwörergruppen zu sein. Problematisch ist, dass bei Hedeler sehr vieles unerwähnt bleibt, beispielsweise dass Tomskij, Rykov und Bucharin auf dem 16. Parteitag im Juli 1930 erneut heftig kritisiert wurden, dass aber Krankheit letzterem den erneuten Auftritt als Sünder ersparte, und dass die *Pravda* vom 20. November 1930 eine erneute reuevolle „Erklärung N. Bucharins“ veröffentlichte, in der dieser bedauerte, nicht schon früher Stellung genommen zu haben, um sich dann der Reihe nach von einigen Personen und zum Teil namentlich genannten Gruppen zu distanzieren. Dem unerfahrenen Leser werden die solcherart öffentlich als Oppositionelle oder Teil einer Oppositionsgruppierung Bezichtigten nicht vorgestellt. Gleichwohl dienen die Namen als Zwischenüberschriften des mit *Die Säuberungen* überschriebenen Unterkapitels. Auch werden Personen im fortlaufenden Text nicht oder nur unzureichend eingeführt, beispielsweise der (parteilose) Ökonom und Marx-Forscher Issak Rubin (S. 350 ff.)

oder Sergej Bessonov (S. 359), einer der ersten Absolventen der ökonomischen Abteilung des Instituts der Roten Professur, der dort ab 1927 als ihr Leiter heftig gegen Rubin polemisierte und sich 1929 auch an der großangelegten Kampagne gegen Bucharin beteiligte, aber später im dritten Schauprozess gegen Bucharin und Rykov (Tomskij hatte vorher Selbstmord verübt) mitangeklagt wurde.

Die kurzen Unterkapitel *Sozialismus als Vision* und *Die Lehre von Marx und ihre historische Bedeutung* taugen weder als Fazit, noch bilden sie einen befriedigenden Übergang zu den nächsten drei Kapiteln (*Das Ende der Bucharinschule, Von der Akademie auf die Anklagebank* und *Zwischen Plenartagung und 3. Schauprozess*). Auch die Miniunterkapitel *Wissenschaftsorganisation und Kulturtheorie* und *Faschismuskritik* zwischen Kapitel sechs und sieben sind wenig ergiebig. Ein wichtiges, wohl auf Bucharins Haftzeit im Jahr 1937 bezogenes Fazit (S. 406) wäre am Ende des Kapitels oder sogar des gesamten Bandes, wo jegliche Form von Zusammenfassung und Fazit fehlt, sinnvoller gewesen.

Auch mit der Biografie von Christian Rakovski verbindet sich großer Forschungsbedarf, selbst wenn der französische Historiker Francis Conte schon früh eine umfangreiche politische Biographie (Lille [u.a.] und Paris 1975) und einen Band über Rakovskis diplomatische Tätigkeiten (Paris [u.a.] 1978) vorgelegt hat. Ausdruck der intensiven Beschäftigung von Georgij Černjavskij und Michail Stančev mit Rakovski waren drei bisherige Publikationen (Char'kov 1993, 1994 und 1997). Für die hier vorzustellende Arbeit wurde mit Maria Tortika eine Expertin für die Rolle Rakovskis in der sozialistischen Bewegung Bulgariens Anfang des 20. Jahrhunderts einbezogen.

Das Buch besteht neben einer kurzen Einleitung und ebenso kurzen Schlussbemerkungen aus fünf Kapiteln, die einzelne, durch wichtige Zäsuren voneinander getrennte Lebensabschnitte abdecken; nützliche Anhänge wie ein Sach- oder Personenregister fehlen. Das erste, chronologisch längste Kapitel umfasst die Lebensspanne bis zu den revolutionären Umbrüchen von 1917. Mehrfach berufen sich die Autoren in den Quellenangaben hier auf Pierre Broué (*Rakovsky ou la Révolution dans tous les pays*. Paris 1996).

Geboren wurde Rakovski 1873 in einer kleinen Stadt im osmanischen Bulgarien als Krästju Georgiev Stančev (keine Verwandtschaft zum Autor). Seine Mutter war die Nichte des 1867 verstorbenen Georgi Sava Rakovski, dessen Artikel und Gedichte gegen die osmanische Fremdherrschaft ihm eine Inspirationsquelle (auch für den Namenswechsel) waren. Sein Vater besaß ein Gut nahe der

Stadt Mangalia am Schwarzen Meer. Nach dem Russisch-Osmanischen Krieg (1877–1878) fiel das Gebiet an Rumänien; die spätere Übersiedelung dorthin war der Auftakt zu einem Leben als geographischer und kultureller Grenzgänger zwischen zahlreichen europäischen Städten und Staaten, zunächst 1891 als politisch aktiver Medizinstudent der Universität Genf, dann in Berlin, Zürich, Nancy und Montpellier, wo Rakovski sein Medizinstudium 1897 mit einer Doktorarbeit abschloss. Zahlreiche Kontakte zu Größen der sozialdemokratischen Bewegung entstanden. Aufenthalte in St. Petersburg folgten. Als im Sommer 1903 sein Vater starb, übernahm er dessen Gut; fortan war er der „einzige Großgrundbesitzer“, der „erhebliche Teile seiner Einkünfte den Bedürfnissen der Sozialdemokratie zur Verfügung stellte und selbst aktiv in der sozialdemokratischen Bewegungen Rumäniens, Bulgariens und Europas teilnahm“ (S. 37). Eine enge Verbindung entstand zum „unabhängigen Sozialdemokraten“ Trockij (S. 38), der ihm bis 1934 in Freundschaft verbunden blieb. Das Propagieren einer Balkanföderation (als Modell zur Vermeidung von Nationalitätenkonflikten) wurde zum Steckpferd des „vielseitigen Sozialisten“ (S. 59).

Rakovskis „politische Evolution von 1917“ (S. 80) – Ausgangspunkt für Kapitel 2 – begann mit Rumäniens Kriegseintritt im August 1916 und seiner Inhaftierung. Die revolutionären Ereignisse im Februar 1917 in Russland hatten großen Einfluss auf die Situation im Land; schließlich wurde Rakovski im Mai 1917 von russischen Truppen freigelassen. Versuche der Provisorischen Regierung zur Kontaktaufnahme über Pavel Miljukov und Irakli Zereteli bleiben ohne Quellenangabe Spekulation; nach dem Oktoberumsturz folgte, wohl unter dem Einfluss von Trockij, die Annäherung an Lenin (S. 85).

Als einer von „Petrograds [d. i. Lenins und Trockij]s Emissären“ wurde er im Februar 1918 in die kurzlebige Sowjetrepublik Odessa geschickt (wo er einen Friedensvertrag mit Rumänien, der den Abzug rumänischer Truppen aus Bessarabien vorsah, aushandelte). Ab Januar 1919 begann seine Zeit als Politiker und Diplomat, zunächst als Vorsitzender der Provisorischen Arbeiter- und Bauernregierung der Ukraine und später als Vorsitzender des Rats der Volkskommissare der – analog zur Russländischen SFSR gegründeten – Ukrainischen SSR. Im März 1919 nahm er als Vertreter der Föderation der Kommunistischen Parteien der Balkanländer auf dem Gründungskongress der Komintern teil, später an den großen internationalen Konferenzen von Genua/Rapallo und Lausanne, gerade als sich Ende

1922 die Union Sozialistischer Sowjetrepubliken gründete. Damit endete diese „wichtige und dynamische Etappe der Tätigkeit Rakovskis, im Rahmen derer seine Funktion als Diplomat nicht die hauptsächliche war“ (S. 165). Abschließend wird in einem weiteren Unterkapitel ausführlich über die Vorgeschichte (Herbst 1922) und die Nachwirkungen (Juni 1923) seiner ersten öffentlichen Auseinandersetzung mit Stalin auf dem 12. Parteitag im April 1923 berichtet.

Mit seiner Abberufung aus der Ukraine begann Rakovskis eigentliche Diplomatenkarriere, die ihn als Bevollmächtigten Vertreter der Sowjetunion in die Hauptstädte zweier europäischer Großmächte führte, im Herbst 1923 nach London, im Oktober 1925 nach Paris. Diese Zeit wird in einem eigenen Kapitel unter dem Blickwinkel der jeweiligen Instruktionen und Aufgaben dargestellt. Zu Beginn des folgenden vierten Kapitels, das sich der Zeit der Opposition und der politischen Verbannung widmet, wird erklärt, dass Rakovski schon 1923, über Trockij, in den (links-), „oppositionellen Kampf“ einbezogen war, was aber noch „keine Opposition, sondern ein Abgehen von der Generallinie“ (S. 317) bedeutete. Später folgte eine (nur) kurzzeitige Beteiligung an der „Neuen Opposition“ um Zinov’ev und Kamenev. In Frankreich wurde Rakovski zur *persona non grata* erklärt, weil er sich, wie auch Kamenev, der seit Februar 1927 als Bevollmächtigter Vertreter in Rom war, im Juli 1927 Trockij und Zinov’evs „Plattform der Vereinigten Opposition“ angeschlossen hatte. Der 15. Parteitag im Dezember 1927 erlebte den (vorläufigen) Höhepunkt seiner Rolle als „Oppositioneller“; dort wurde sein und Kamenevs Parteiausschluss beschlossen. Am 3. Januar 1928 wurde Rakovski auf Beschluss des Politbüros nach Astrachan’ verbannt.

Ausführlich wird ein dort Anfang August 1928 verfasster Brief behandelt, der in einer Kurzfassung erstmals in Trockij 1929 in Paris gegründeter Zeitschrift *Bjulleten’ Oppozicii* erschien (eine deutsche Übersetzung der Langfassung findet sich in: LEO TROZKI: Schriften. Bd. 1,2: Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur [1936–1940]. Hrsg. von Helmut Dahmer [u.a.]. Hamburg 1988, S. 1344–1363). Kurze Erwähnung findet auch eine in Saratov, seit November 1928 Rakovskis neuer Verbannungsort, verfasste *Erklärung an das CK und die CKK* vom 22. August 1929 (LEO TROZKI: Schriften. Bd. 3,3: Linke Opposition und IV. Internationale [1928–1934]. Hrsg. von Helmut Dahmer [u.a.]. Hamburg 2001, S. 657–668), die eine erneute Annäherung der Parteiführung an die ausgeschlossene Linksopposition anmahnte (das Vorgehen gegen Bucharin, Rykov und Tomskij als „rechte Abweichung“ wurde dem-

gegenüber gelobt) und die Wiederaufnahme der ausgeschlossenen Oppositionellen in die Partei unter voller Wahrung ihrer statutenmäßigen Rechte forderte. Noch im August folgte Rakovskis Überführung in das entlegenere Barnaul (Altai). Die folgende Zeit bis zu seiner Unterwerfung unter die „Generallinie“ eignet sich (unter Einbezug aller verfügbaren Quellen) als weiterer Höhepunkt der Darstellung. Zumindest ist zu vermuten, dass, bedingt durch die widrigen Umstände der Verbannung und die weitreichende Isolation, letztlich der Überlebens- und Geltungswille Rakovskis bis dahin ungebrochenen Kampfgeist gegen das Regime übermannte.

Zu den gewandelten Umständen in den Jahren zwischen dem Abflauen des politischen Terrors 1932/1933 und dessen erneuter Verschärfung nach dem tödlichen Attentat auf den Leningrader Parteichef Sergej Kirov Ende 1934 gehörte, dass Zinov'ev und Kamenev im Herbst 1933 aus der zweiten Verbannung nach Moskau zurückkehren durften und im Dezember wieder in die Partei aufgenommen wurden. An dieser Stelle wäre mehr als nur ein kurzer Blick auf Bucharins Stellungnahmen in dem Überprüfungsverfahren gegen ihn Ende 1933 angebracht gewesen. Auf dem 17. Parteitag vom 26. Januar bis 10. Februar 1934, dem so genannten „Parteitag der Sieger“, durften dann eine ganze Reihe prominenter Oppositioneller, darunter Zinov'ev, Kamenev, Bucharin, Rykov, Tomskij und Karl Radek wieder mit Redebeiträgen auftreten.

Auf Initiative Stalins und durch Beschluss des Politbüros vom 20. Februar 1934 wurde Bucharin als Chefredakteur in die Regierungszeitung *Izvestija* berufen; ebenso gelangten Zinov'ev, Kamenev und andere wieder auf relativ einflussreiche Posten. Hedeler macht deutlich, dass Bucharin ebenso wie der in der *Izvestija*-Redaktion für die Auslandsberichterstattung zuständige Radek, der später, im Januar 1937, im Mittelpunkt des zweiten Moskauer Schauprozesses gegen ein angebliches „sowjetfeindliches trotzkistisches Zentrum“ stehen sollte, seitdem „am Gängelband von Stalin“ (S. 383) geführt wurde. Als Bucharin von Februar bis April 1936 an der Spitze einer Delegation stand, die in Paris über den Ankauf von Manuskripten aus dem SPD-Archiv, unter anderem des Marx-Nachlasses, verhandeln sollte, nutzte er die Chance zu emigrieren nicht. Stattdessen beteiligte er sich, wie Radek, an der Ausarbeitung des Entwurfs einer neuen Verfassung.

Bisher kann nicht mit Sicherheit gesagt werden, aus welchen Motiven Rakovski unmittelbar nach dem Parteitag in einem Telegramm an das CK vom 17. Februar 1934 seine Unterwerfung unter die „Ge-

nerallinie“ mitteilte; am 18. April druckte die *Pravda* eine reuige *Erklärung von Ch. Rakovski*, in deren Folge er nach Moskau zurückkehren und dort arbeiten durfte. Während des ersten Moskauer Schauprozesses gegen das angebliche „trotzkistisch-zinov'evistische terroristische Zentrum“ vom 19. bis 24. August 1936 gegen Zinov'ev und Kamenev forderte Rakovski in der *Pravda* vom 21. August, keine Gnade gegenüber den „Trotzkisten-Agenten der deutschen Gestapo“ walten zu lassen. Auch Bucharin, der in diesem Prozess von verschiedener Seite belastet worden war, unterstützte Ende August in einem Brief an das Politbüromitglied Kliment Vorosilov die dort gefällten Todesurteile.

Während die Rakovski-Biographen im fünften und letzten Kapitel nicht übermäßig viel Licht in die Vorbereitung und Durchführung des dritten Schauprozesses und Rakovskis Rolle darin bringen, ist es ein Verdienst Hedelers, Bucharins (und auch Rakovskis) Verhalten in der Untersuchungshaft genauer zu beleuchten und Hinweise auf ihre „Geständnisse“ zu geben (S. 444 ff., 454 ff., zu Rakovski S. 462, 464–465). Anscheinend war es Rakovski, der Nikolaj Krestinskij zu Prozessbeginn dazu überredete, am Szenario festzuhalten (S. 508); nachdem die Reihenfolge der Befragung der Angeklagten kurzfristig geändert worden war, übernahm Bessonov die ihm zugewiesene Rolle als „Amalgam“ zwischen den „Trotzkisten“ (Rakovski) und „Rechten“ (Bucharin, Rykov).

Bucharin hörte auch nach seiner Verhaftung im Februar 1937 nicht auf, sich an Stalin persönlich zu wenden. Im Dezember, ein Vierteljahr vor dem Schauprozess, gab er in einem letzten Brief eine bezeichnende Erklärung für den „Großen Terror“: „Als ich über das, was vor sich geht, nachdachte“, schrieb Bucharin, habe er sich „etwa folgende Konzeption zurechtgelegt: Es existiert irgendeine große und kühne politische Idee einer generellen Säuberung a) im Zusammenhang mit einer Vorkriegszeit, b) im Zusammenhang mit dem Übergang zur Demokratie [*sic!* M.B.]. Diese Säuberung erfasst a) Schuldige, b) Verdächtige und c) potentielle Verdächtige. Dabei konnte man ohne mich nicht auskommen.“ (zit. nach Hedeler S. 529) Hervorhebungen von „entlarvenden“ Details in den Biographien der Angeklagten, wie bei Bessonov, hatten deren politische Verleumdung zum Ziel und deuten auf die symbolische Bedeutung des Prozesses, worauf auch die aufschlussreichen Bemerkungen Hedelers zum Prozess-Stenogramm verweisen (S. 502–509).

Am 13. März 1938 wurden Bucharin und Rykov zu Anführern des angeblichen „Blocks der Rechten

und Trotzlisten“ erklärt und zusammen mit Krestinskij und 15 weiteren Angeklagten zum Tod durch Erschießen verurteilt; Rakovski erhielt eine Haftstrafe von 20 Jahren, Bessonov erhielt mit 15 Jahren die geringste in diesem Prozess verhängte Strafe. Die Todesurteile wurden am 15. März vollstreckt. Rakovski saß ab Juli 1938 im Gefängnis von Sol'-Ileck südlich von Orenburg ein, ab August 1939 im Gefängnis von Orel. Als sich die Truppen der deutschen Wehrmacht näherten, wurden er und andere politische Häftlinge (wie Bessonov) am 11. September 1941 erschossen.

An mehreren Stellen tritt die Bucharin-Forschung noch immer auf der Stelle (Hedeler, S. 540). Gleiches gilt, wie Černjavskij im Vorwort anmerkt, für Rakovskis letzte Lebensjahre (S. 14). Dennoch zeigen die Biographien das große Erkenntnispotential biographischer Forschung, gerade auch im internationa-

len Zusammenhang. Auf der Makroebene werden mit Blick auf die neueste Stalinismusforschung vernachlässigte Fragen nach den Ursachen und Bedingungen der Gewalt sowie nach deren Warum und Wie und ihren genauen Formen diskutiert. Auf der Mikroebene interessieren wieder vermehrt einzelne Personen, Gruppen und Situationen. Auf dieser zweiten Ebene werden der Umgang des Individuums bzw. der Gruppe mit den Machtverhältnissen und der vorgegebenen Ordnung veranschaulicht und die Rückwirkungen der letzteren auf die Sprache des Einzelnen und der Gruppe verdeutlicht, d. h. es wird das „Innere des/der Menschen“ sozusagen nach Außen gekehrt. Dadurch offenbart sich das ganze Ausmaß der terroristischen Diktatur Stalinscher Prägung.

Matthias Bürgel, Oldenburg

Communism and Consumerism. The Soviet Alternative to the Affluent Society. Ed. by Timo Vihavainen / Elena Bogdanova. Leiden, Boston, MA: Brill, 2015. XXIV, 172 S. = Eurasian Studies Library, 7. ISBN: 978-90-04-30396-6.

Inhaltsverzeichnis:

<http://www.gbv.de/dms/zbw/834152266.pdf>

Der Titel *Kommunismus und Konsumismus* verheißt einen spannenden Band, doch leider stellt sich schnell Enttäuschung ein. Wie das Vorwort des Mitherausgebers TIMO VIHAVAINEN, von dem drei der sechs Aufsätze stammen, klarstellt, geht es nicht um Konsum an sich, sondern vor allem um ideologische Bemühungen, den Konsumismus einzudämmen (S. XI). Wirtschaftliche Aspekte werden fast vollständig ignoriert. Erstens braucht es ein gewisses Niveau des Bruttosozialprodukts, um einen Konsumismus breiterer Gesellschaftsschichten überhaupt zu ermöglichen. Zweitens stand die sowjetische Wirtschaftspolitik spätestens seit Stalins Revolution von oben unter dem Zeichen von Austerität; dieser Ausdruck kommt im ganzen Buch jedoch nur einmal vor. Austerität im sowjetischen Zusammenhang bedeutet in erster Linie ein Niedrighalten des Lebensstandards der Bevölkerung, um hohe Industrieinvestitionen, ein großes Verteidigungsbudget und einen umfangreichen Staatskonsum zu finanzieren. Drittens produzierten die Mechanismen der sowjetischen Kommandowirtschaft selbst viele Probleme – Stichwort Mangelwirtschaft. Wer die wirtschaftliche Seite ignoriert, kann kaum einen überzeugenden Sammel-

band zu diesem Thema vorlegen. Allerdings passt das Vorwort nicht auf die zwei interessantesten Beiträge, die eben Konsumstrategien untersuchen und nicht die Ideologie.

Der recht teure Band ist eher lieblos gemacht. Die Zitationsform der Fußnoten, Autor, Jahr und Seiten, ist nicht sehr leserfreundlich. Bei einem Beitrag wurde das notwendige Literaturverzeichnis vergessen, in zwei Beiträgen treten Text- und Fußnoten gemischt auf, also hätten die Herausgeber vergessen, diese zu Ende zu formatieren. Hinzu kommen noch zahlreiche Tippfehler. Es scheint, niemand hat sich die Mühe gegeben, die Druckfahnen durchzusehen. Es kommt zu zahlreichen Wiederholungen und nur drei Beiträge stellen originäre Forschung dar, die anderen referieren die Literatur.

In seinem Vorwort erläutert VIHAVAINEN die Konzeption dieses Werks, eben die Ideologie in den Mittelpunkt zu stellen. Das Ziel der Kommunisten sei eine wohlhabende Gesellschaft ohne Konsumismus. Der Autor versteigt sich zur Behauptung: „Der sowjetische Lebensstandard sah nicht unbedingt niedrig für einen westlichen Touristen in den dreißiger oder den siebziger Jahren aus.“ Es habe wenige Anzeichen echter Armut gegeben (S. XIII). Beschäftigt man sich etwas näher mit der sowjetischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte, dann war in Europa in den dreißiger Jahren nur Albanien noch ärmer und unterentwickelter als die UdSSR, es gab Hungersnöte, weitverbreitete Unterernährung und eine Lebenserwartung wie in Kolonien in Nordafrika. In den siebziger Jahren hatte die Sowjetunion möglicherweise Rumänien und Bulgarien bezüglich der Realein-

kommen überholt, aber beim Betreten eines normalen Haushalts dürfte einem Gast aus Westeuropa doch der erhebliche Abstand zu westeuropäischen Standards ins Auge gefallen sein.

Der erste Beitrag über den Geist des Konsumismus in Russland und im Westen von TIMO VIHAVAINEN erscheint als etwas sprunghaft und oberflächlich. Nur beim Gegenstand Ideologie gewinnt er etwas an Schärfe. Der folgende Aufsatz stammt ebenso aus der Feder Vihavainens und leidet ebenso an Sprunghaftigkeit. Er behandelt den Konsumismus im Rahmen des sowjetischen Projekts, in dessen Mittelpunkt anfangs Gleichheit und die Produktion standen. Stalin beendete in den dreißiger Jahren die Gleichmacherei, so der Autor, und gewährte der Elite ein gutes Leben. Hier irrt Vihavainen, bereits während des Russischen Bürgerkriegs war die sowjetische Elite gleicher als andere Menschen. Schon Lenin hatte erhebliche Privilegien und besondere Versorgungsgüter an einen kleinen Kreis verteilen lassen. Stalin weitete die „Hierarchie des Konsums“ (Elena Osokina) nur noch aus. Als interessanter Ansatz erscheint es, für den Stalinismus auch von „virtuellem Konsum“ zu sprechen (S. 39). Bekanntlich erfolgte eine spürbare Verbesserung des Lebensstandards erst seit den fünfziger Jahren, und 1961 wurde auf dem XXII. Parteitag der KPdSU gar verkündet, dass bis 1980 der Kommunismus aufgebaut und die USA überholt sein würden. Insgesamt bietet dieser Beitrag aber wenig Neues und einiges Zweifelhafte. So sei der durchschnittliche Russe heute abgeneigt Geld zu sparen, sondern würde es möglichst schnell wieder ausgeben (S. 60). Vihavainen sieht dies als einen Beleg für verbreiteten Konsumismus. Nach 30 Jahren Erfahrung mit wiederholten, drastischen Geldentwertungen und einem insgesamt instabilen ökonomischen Umfeld kann dies vom Autor ohnehin etwas übertriebene Verhalten durchaus als rational angesehen werden. Lieber Geld ausgeben, als es auf der Bank durch die nächste Inflation konfiszieren zu lassen.

Auf der Basis von Literatur und dem Journal *Rabotnica* untersucht OLGA GUROVA die Ideologie des Konsums in der UdSSR, wohlgemerkt Konsum, nicht Konsumismus. Denn Vihavainen ist der einzige, der sich mit dem titelgebenden Phänomen auseinandersetzt. Die drei übrigen Autorinnen beschäftigen sich alle mit Konsum. Gurova bezieht sich auf den Diskurs der Massen und kommt zu der wenig überraschenden Einsicht, die Idee des Konsums sei in der Sowjetzeit weder konsistent noch einheitlich gewesen (S. 70). Insgesamt bietet sie wenig Neues.

LARISSA ZAKHAROVA geht den Strukturen des Textilienkonsums in der Sowjetunion in den fünfziger und sechziger Jahren nach. Der Leser hat zu diesem Zeitpunkt bereits mehr als die Hälfte des Bandes durch, bis die erste richtige Forschungsarbeit kommt, die auf der Erschließung von Archivquellen, darunter auch Beschwerden und Budgetstudien sowie Interviews beruht. Die Autorin breitet faszinierendes empirisches Material aus, ob es um legale, halblegale und illegale Tätigkeiten zur Herstellung und Vertrieb von Kleidung und Schuhen oder um sogenannte Spekulation geht. Sie kann belegen, dass 1953 beispielsweise in Krasnodar zahlreiche privat gefertigte und auf dem Markt verkaufte Kleidungsstücke und Schuhe deutlich billiger waren als im staatlichen Handel. Der Staat tat allerdings alles, um den Privatsektor zu unterdrücken. Letztlich bietet dieser Beitrag einen guten Einblick in Problemlösungsstrategien in einer Ökonomie der Engpässe.

ELENA BOGDANOVA, die zweite Herausgeberin, thematisiert den sowjetischen Konsumenten auf der Grundlage von Beschwerden in Archivbeständen und Interviews. Auch sie zeichnet die verwendeten Strategien überzeugend nach, die genutzt wurden, wenn sich der Konsument an die Behörden oder die Presse wandte. Allerdings wiederholt sie einiges, was in den vorherigen Aufsätzen schon angeführt wurde. Trotzdem kann ihr Beitrag noch überzeugen.

Zum Abschluss schreibt erneut VIHAVAINEN über Kleinbürgerlichkeit (*meščanstvo*), die Haltung des Konsumismus und den russischen Geist. Er nutzt Interviews mit Personen, die sich selbst entweder der *intelligencija* zuordnen oder eben nicht, um etwas über ihre Einstellung zu kleinbürgerlichem Verhalten, Konsumismus und *intelligencija* in der Sowjetzeit und danach zu erfahren. Das Ergebnis erscheint nicht als sehr überzeugend, liefert aber gewisse Einblicke in die Geisteshaltung der untersuchten Personengruppe. Daran schließen sich ein nichtssagendes Nachwort, die Fragen der von Vihavainen genutzten Interviews und ein Register an.

Angesichts von nur zwei wirklich überzeugenden Aufsätzen, der lieblosen Machart und des bewussten Aussparens vieler wirtschaftlicher Aspekte hinterlässt der Band einen schalen Nachgeschmack. Nur Vihavainen untersucht Konsumismus, die drei anderen Autorinnen Konsum. Irgendwie geht die Konzeption dieses Sammelwerks nicht auf.

Olaf Mertelsmann, Tartu

Narodničestvo i narodničeskie partii v istorii Rossii v XX veke. Biobibliografičeskij spravočnik. Sost. Michail I. Leonov / Konstantin N. Morozov / Aleksej Ju. Suslov. Moskva: Novyj chronograf, 2016. 544 S. ISBN: 978-5-94881-313-4.

„Im Westen nichts Neues“? Mit Blick auf Neuererscheinungen zum Thema der Parteien des *neonarodničestvo* entbehrt dieses geflügelte Wort nicht einer gewissen Berechtigung. Die vaterländische Geschichte hat in Russland in den zurückliegenden Jahren eine Vielzahl bemerkenswerter Publikationen vorgelegt, von Monographien über Quelleneditionen und Sammelbände bis hin zu zahllosen Artikeln. Die vorliegende Publikation beschreitet schon in konzeptioneller Hinsicht Neuland, weil sie verschiedene unerlässliche Bereiche amalgamiert.

Was leistet dieses Nachschlagewerk? Es ist erstens eine Bibliographie der Zeitungen und Zeitschriften aller neopopulistischen Parteien, die von ihrer Gründung bis in die späten fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts erschienen sind. Es listet zweitens die einschlägigen Bestände zu den Parteien und führenden Exponenten des *neonarodničestvo* in Archiven der Russländischen Föderation auf. Drittens enthält es eine Auflistung von Werken neopopulistischer Autoren, die der Geschichte ihrer Organisationen gewidmet sind. Viertens präsentiert es eine Auflistung des umfangreichen in Russland und im Ausland publizierten Schrifttums. Und schließlich, fünftes, enthält es wichtige Angaben über die Historiker, die mit ihren Werken unser Bild von den *neonarodniki* nachhaltig geprägt haben. Die Bibliographie listet eine Vielzahl von Aufsatzartikeln auf, die in Städten der russischen Provinz publiziert worden sind und deren Existenz sich selbst der Kenntnis der Spezialisten entzogen haben dürften.

Gerade für nichtrussische Historiker dürften die Kurzbiographien der Historiker und Historikerinnen, die sich mit dem *neonarodničestvo* beschäftigt haben, neue Horizonte erschließen. Neben den rein biographischen Daten, der Laufbahn und den wichtigsten Publikationen präsentieren die Herausgeber auch Angaben über die wissenschaftlichen Betreuer und erlauben damit Rückschlüsse auf Loyalitäten, Netzwerke und Forschungstraditionen. Diese Informationen erlauben es, ihre Werke besser zu kontextualisieren.

Der Fleiß und die Leidenschaft der Herausgeber, auch der letzten noch zu einer der Parteien des *neonarodničestvo* erschienenen Rezension nachzuspüren, sind stupend. Hier ist größtes Lob zu zollen. Und

doch bleibt ein Wermutstropfen, der letztlich der Publikationsform geschuldet ist. In einer sich schnell verändernden Forschungslandschaft ist eine Publikation, die zugleich auch eine Bibliographie ist, bestenfalls eine Momentaufnahme, die mit ihrem Erscheinen schon wieder zwar nicht veraltet, aber zumindest doch in Details überholt ist. Obwohl dieser *spravočnik* nach Vollkommenheit strebt, ist er doch von Menschen gemacht und damit nicht frei von Fehlern insofern, als nicht alle Titel erfasst sind – und dies gilt keineswegs nur für die im vergangenen Jahr in St. Petersburg veröffentlichte vorzügliche Biographie Viktor Černovs aus der Feder des finnischen Historikers Hannu Immonen (HANNU IMMONEN: *Mečty o novoj Rossii. Viktor Černov (1873–1952. S.-Peterburg 2015. = Èpocha voin i revolucij, 8)*, sondern auch für andere geschichtswissenschaftliche Untersuchungen (JÖRG BABEROWSKI: *Das Handwerk des Tötens. Boris Sawinkow und der russische Terrorismus*, in: *Comparativ: Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und Vergleichenden Gesellschaftsforschung* 23 [2013], 2, S. 75–90; TOBIAS GRILL: *Isaak Nachman Steinberg: „Als ich Volkskommissar war“ oder „Eine soziale Revolution, die die Rechte ihrer Klassengegner verteidigt – das wäre eine große moralische Lehre der Menschlichkeit gewesen!“*, in: *Nordost-Archiv* 23 [2014], S. 141–167; LUTZ HÄFNER: *„Genossen“? Sozialismuskonzeption und politische Praxis der Partei der Sozialrevolutionäre Russlands und ihr Verhältnis zur SPD 1902–1914*, in: *Archiv für Sozialgeschichte* 53 [2013], S. 67–91; HANNU IMMONEN: *Auf der Suche nach der ideologischen und organisatorischen Identität: Die Trudoviki von der ersten Duma bis zu ihrem ersten Parteitag im Jahre 1906*, in: *Acta Societatis Historiae Finlandiae Septentrionalis / Färvad: Pohjois-Suomen Historiallisen Yhdistyksen Vuosikirja* 10 [1986], S. 259–276; HENDRIK WAL-LAT: *Oktoberrevolution oder Bolschewismus: Studien zu Leben und Werk von Isaak N. Steinberg*. Münster 2013) ebenso wie für bereits zeitgenössisch publizierte Beiträge von Exponenten der neopopulistischen Parteien beispielsweise in deutscher Übersetzung. (WLADIMIR SENSINOW [ZENZINOV]: *Der geschichtliche Sinn der russischen Märzrevolution*, in: *Sozialistische Monatshefte* 64 [1927], 3, S. 173–177; VIKTOR TSCHERNOW [ČERNOV]: *Die Sozialrevolutionäre Partei Russlands und ihre Stellung in der Agrarrevolution*, in: *Sozialistische Monatshefte* 64 [1927], 3, S. 176–183; VIKTOR TSCHERNOW [ČERNOV]: *Das Bauerntum im Programm der sozialrevolutionären Partei Russlands*, in: *Sozialistische Monatshefte* 64 [1927], 1, S. 32–38).

Möglicherweise wäre – und dabei orientiere ich mich an der bereits bestehenden Internetressource <http://socialist-revolutionist.ru/> – eine internationale Internetplattform, ein Blog, zu den Parteien des *neonarodničestvo* eine zukunftssträchtige und richtungsweisende Plattform, die größere Aktualität zu leisten vermag. So hat beispielsweise die englische Historikerin Sarah Badcock soeben einen Aufsatz über Vladimir Michajlovič Zenzinov abgeschlossen, der im

Oktoberheft 2016 in der Zeitschrift *The Journal of Russian History and Historiography* erschienen ist.

In der Bibel heißt es: „Wer sucht, der findet.“ Ein Haar in der Suppe zu finden, ist also nicht schwierig. Ich hingegen möchte nochmals den unbestreitbaren Wert dieses hochwillkommenen Nachschlagewerks unterstreichen. Mit Erich Kästner gesprochen, lautet das Fazit: „Es gibt nichts Gutes, außer man tut es.“

Lutz Häfner, Bielefeld/Göttingen

MAGDALENA NIESLONY: Bedingtheit der Malerei. Ivan Puni und die moderne Bildkritik. Berlin: Mann, 2016. 303 S., 80 Abb. = Neue Frankfurter Forschungen zur Kunst, 17. ISBN: 978-3-7861-2764-2.

Magdalena Nieslony's Buch ist in mehrfacher Hinsicht ein Gewinn. Die kenntnisreiche und in einer so kultivierten wie klar argumentierenden Sprache verfasste Untersuchung leistet zum einen einen wichtigen Beitrag zu einer länderübergreifenden Erforschung der Kunsttheorie der Moderne im frühen 20. Jahrhundert. Zum anderen bietet sie mit der Fokussierung auf Ivan Puni und dessen bildkünstlerisch und sprachlich verfasste Bildkritik zwischen 1914 und 1923 eine differenziertere Betrachtung der russischen Avantgarde jenseits der gängigen Polarisierung zwischen Kazimir Malevič's Suprematismus und Vladimir Tatlins Konstruktivismus an. In diesem Sinne ist das Buch auch ein Plädoyer für die zuweilen unterschätzte anhaltende Aktualität der Malerei ungeachtet diverser medialer Innovationen im vorigen Jahrhundert. Diese Haltung wird durch farbige Abbildungen in guter Qualität untermauert. Die Verfasserin zeigt in ihrer Untersuchung, dass sich gerade der bislang noch ungenügend erforschte und daher unterschätzte Ivan Puni diesen Veränderungen immer wieder gestellt hat. Und er tat dies, und das macht seine Sonderstellung unter seinen Zeitgenossen aus, ausdrücklich mit und über das wiederholt infrage gestellte Medium der Malerei selbst, und zwar in ihrer Diversität.

Der methodische Zugang von Nieslony ergibt sich aus der Verknüpfung der aktuellen Transparenz- und Opazitätstheorien mit dem russischen Diskurs der *uslovnost'* (Bedingtheit) der Malerei zu Beginn des 20. Jahrhunderts, womit jeweils die „selbstreflexiven Qualitäten der Malerei“ (S. 8) gemeint sind, die dem tradierten mimetischen Bildbegriff in der Moderne entgegengesetzt werden. Ivan Puni's zwischen Malerei, Plastik, Sprache und

performativen Praktiken changierendes und gleichermaßen von Brüchen, aber eben auch von Kontinuitäten gekennzeichnetes Oeuvre erweist sich dabei als aufschlussreiches Material. Magdalena Nieslony bringt es in brillanten Bildanalysen wiederholt zum Sprechen, wobei sich das Gemälde *Fensterputz* von 1915, das auf den ersten Blick wie eine verspätete Version eines kubo-futuristischen Bildes anmutet, als Schlüsselwerk erweist (S. 27–48). Aber auch Puni's Schriftbilder, ein Monochrom, die Materialassemblagen und farbig gefassten Bildskulpturen und Reliefs lassen sich, wie die Verfasserin deutlich macht, als gleichberechtigte Statements zur Malerei und der sie kennzeichnenden „ikonischen Differenz“, von der Gottfried Boehm spricht, lesen. In diesen so unterschiedlichen Werken und Werkgruppen werden Aspekte wie Flächigkeit, Dinghaftigkeit und Gemachtheit verhandelt, denen sich auch Kolleginnen und Kollegen wie Pablo Picasso, Vladimir Tatlin, Ljubov' Popova und andere widmeten. Hier hätte man einen Hinweis auf Pavel Filonov erwartet.

Ein besonderes Verdienst des Buches besteht darin, dass es Nieslony gelungen ist, den Zusammenhang zwischen den intellektuell anspruchsvollen und handwerklich elaborierten Bildkonzepten Puni's, den von ihm organisierten Ausstellungen, darunter die epochale *Letzte futuristische Gemäldeausstellung 0,10* von 1915/16, und seinem Essay *Zeitgenössische Malerei* von 1923 herauszuarbeiten. In diesem schon in der Emigration verfassten Text distanziert sich der Künstler, der auch in die Diskussionen um die *faktura* und den *veščizn* involviert war, deutlich von teleologischen Positionen, wie sie etwa in den Schriften von Malevič und Matjušin zu finden sind. Vielmehr bekennt sich Puni, so Nieslony, zu „einer unumgänglichen Bedingtheit und Relativität der Malerei“ (S. 59). Eine solche Position weist ihn nicht nur als diskursfähig im modernen Sinne aus. Sie ermöglichte es ihm auch, sich in Frankreich ohne inneren Widerspruch wieder mit figurativer Malerei zu beschäftigen, womit er am Ende doch ein Ästhetizist blieb (S. 65).

In den beiden letzten Kapiteln des Buches stellt Magdalena Nieslony ihre Fähigkeit zu kunsttheoretischer Analyse eindrucksvoll unter Beweis. Zum einen gelingt es ihr, die innerrussischen Bedeutungsstränge des Begriffes Bedingtheit (*uslovnost'*) gattungsübergreifend von der Literatur und der Sphäre des Theaters hin zur Bildenden Kunst und in ihrem Wandel von den Zehnerjahren im Kontext des Kubismus und in den Zwanzigerjahren im Umfeld von Konstruktivismus und Formalismus zu erhellen. Zum anderen schlägt sie am Beispiel von Viktor

Šklovskij schließlich die Brücke hin zur westlichen Bildtheorie, hier zu Adolf von Hildebrand, ohne die die russische nicht denkbar ist. Die Geschichte dieser Beziehungen muss noch geschrieben werden, wie Magdalena Nieslony zu Recht anmerkt. Mit ihrem klugen und lesenswerten Buch hat sie dafür wegweisende Grundsatzarbeit geleistet und dem Emigranten Ivan Puni neue Aktualität als Künstler und Theoretiker verliehen.

Ada Raev, Bamberg

KIRIL TOMOFF: Virtuosi Abroad. Soviet Music and Imperial Competition During the Early Cold War, 1945–1958. Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2015. XI, 262 S. ISBN: 978-0-8014-5312-0.

Dass der Kalte Krieg nicht nur eine politische Auseinandersetzung zwischen zwei Lagern war, sondern in alle gesellschaftlichen Lebensbereiche eingriff, ist mittlerweile keine neue Erkenntnis mehr. In letzter Zeit sind vermehrt Studien vorgelegt worden, die das Gebiet der Kultur als Schauplatz des Kalten Kriegs ausloten und zeigen, wie auch Literatur, die Künste oder die Musik in den Dienst dieser Auseinandersetzung gestellt wurden. Kiril Tomoff reiht sich in diese Untersuchungen ein und betrachtet die Funktion der Musik in diesem Zusammenhang. Wie er in der Einleitung erklärt, benutzt Tomoff die Linse der klassischen Musik, „to reveal how – in competition after competition – Soviet short-term success hid from view a more decisive integration into a global order dominated by the United States.“ Es geht also um nichts weniger, als den Ausgang des Kalten Kriegs mithilfe der klassischen Musik zu erklären.

Um das zu tun, betrachtet Tomoff einzelne Fallbeispiele aus den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg bis zum Jahr 1958 genauer. Die Enge dieses Zeitraums angesichts der weitreichenden Fragestellung überrascht. Für Tomoff waren es aber diese Jahre, in denen sich die Auseinandersetzung hauptsächlich abspielte. Dieser Zeitraum gilt ihm als die Hochzeit des Wettstreits der Kontrahenten im Kalten Krieg auf dem Gebiet der Kultur – 1948 läutete die Ždanovščina eine Periode der verstärkten Propagierung sowjetischer Kultur auch im Ausland ein, und mit dem amerikanisch-sowjetischen Vertrag von 1958 wurde Tomoff zufolge der Kulturaustausch beider Supermächte in geregelte Bahnen gelenkt.

Im ersten Kapitel betrachtet Tomoff, wie sowjetische Politiker versuchten, den amerikanischen Ge-

brauch sowjetischer Musik in einem antisowjetischen Film, dem Streifen *The Iron Curtain* aus dem Jahre 1948, gerichtlich zu stoppen. Als Angriffspunkt benutzten sie dabei die Tatsache, dass die Musik von Komponisten wie Prokof'ev und Šostakovič und anderen offensichtlich ohne deren Zustimmung benutzt worden war. Dabei ging die Initiative nicht unbedingt von Kulturpolitikern aus Moskau aus, sondern von der Sowjetunion freundlich gesinnten Journalisten im Westen, die die sowjetischen Institutionen der Auslandskulturarbeit erst auf das Problem aufmerksam machten. Der Fall schlug nicht nur in den USA, sondern auch in anderen Ländern wie Belgien oder Frankreich hohe Wellen und endete mit einer Verurteilung der Filmgesellschaft „20th Century Fox“. Die Sowjetunion hatte das amerikanische Copyright-Gesetzeswesen erfolgreich für ihre Zwecke eingesetzt, sich dabei zugleich als gleichberechtigter Verhandlungspartner gezeigt – und die amerikanischen Spielregeln akzeptiert. Tomoff interpretiert diese Einlassung der Sowjetunion auf das System des internationalen Copyright-Gesetzeswesens sehr weitreichend als eine tendenzielle Aufgabe oder zumindest Einschränkung der Selbständigkeit der sowjetischen Kulturpolitik.

Im zweiten Kapitel zeigt Tomoff, wie sehr das System der Musikwettbewerbe in Europa, das sich aus ersten Anfängen in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts seit dem Zweiten Weltkrieg wesentlich erweitert hatte, schon sehr bald von sowjetischen Preisträgern dominiert wurde. Dabei waren die Musikwettbewerbe eine zentraleuropäische Erscheinung, die sowohl in den Ländern des Westens (Frankreich, Deutschland, Österreich als auch des Ostblocks (Polen, Tschechoslowakei) abgehalten wurden. Nationale, auf den Musikdiskurs bezogene und von der Konkurrenzsituation des Kalten Kriegs bezogene Dynamiken spielten bei der Einrichtung und der Durchführung dieser Festivals gleichermaßen eine Rolle. Besonders interessant ist der

polnische Fall mit dem Chopin-Wettbewerb, in dem sich eine Spannung zwischen nationalen Ideen und Ansprüchen der staatssozialistischen Regierungen sowie der sowjetischen Kulturpolitiker auf der anderen Seite auftat. Tomoff zeichnet an einem einzelnen Beispiel detailliert nach, wie sowjetische Kulturpolitiker die Einladung „ihrer“ Künstler“ organisierten und versuchten, auf den Erfolg Einfluss zu nehmen – am deutlichsten in Form unverhohlener Manipulation durch den polnischen Kulturminister Sokorski beim Chopin-Wettbewerb. Leider bleibt unklar, nach welchen Kriterien jeweils bewertet wurde. In vielen Fällen konkurrierten nicht einfach Künstler aus dem Westen oder dem Osten, sondern Vertreter unterschiedlicher musikalischer Schulen miteinander, so dass es zu kurz gegriffen ist, die Ergebnisse lediglich als Folge des Ost-West-Wettkampfes zu erklären. Eine Jury beispielsweise, die auf Grundlage des Neoklassizismus (der in der polnischen Komponistentradition eine große Rolle spielte) urteilen würde, würde Pianisten der russischen Schule mit großer Wahrscheinlichkeit keine herausragenden Preise verleihen – also aus kunstimmanenten Gründen, die zunächst einmal mit dem Ost-West-Gegensatz nichts zu tun haben.

Die eigentliche Herausforderung für die sowjetischen Kulturpolitiker bestand darin, abzuschätzen, inwieweit die Zusammensetzung der Jury erste Preise für sowjetische Künstler wahrscheinlich machte. Gerade in diesem Zusammenspiel von auf die Musik bezogenen Kriterien und Vorgaben der Konkurrenzsituation des Kalten Kriegs liegt die Besonderheit des Funktionierens der Musik als Feld propagandistischen Wettstreites. Leider deutet Tomoff diese musikalische Seite nur an.

Außerdem zeigt dieses Kapitel, dass es sich hier keineswegs nur um den Wettstreit zweier Imperien, nämlich der USA und der Sowjetunion, handelte. Darauf weist zum einen der Austragungsort der Wettbewerbe in Ost- und Westeuropa und zum anderen die Herkunft der meisten Wettbewerbsteilnehmer aus europäischen Staaten hin. Speziell im Fall der Chopin-Wettbewerbe kam neben den musikalischen Kriterien nicht nur ein Ost-West-Systemgegensatz, sondern auch der traditionelle polnisch-russische nationale Gegensatz zum Tragen, so dass das Paradigma des Kalten Kriegs zwar ein wichtiges, aber sicher nicht das einzige Kriterium ist, das zur Bewertung gerade dieses Festivals herangezogen werden sollte.

In den Folgekapiteln berichtet Tomoff über das sich entwickelnde System der Musikwettbewerbe, das seinen Höhepunkt im Jahr 1958 erreichte: Da-

bei geht es zunächst um die sowjetische Aneignung des Konzepts und dann um die Umsetzung in Form des Musikwettbewerbs in Moskau mit dem spektakulären Sieg von Cliburns. Das folgende Kapitel schließlich betrachtet die Entsendungen David Ojstrachs und Svjatoslav Richters vor dem Hintergrund der Kulturpolitik und der herrschaftspolitischen Überlegungen der Sowjetunion, und das fünfte Kapitel macht deutlich, wie die westliche Figur des Impresarios von den sowjetischen Kulturmanagern auf eine produktive Weise übernommen wurde.

Tomoff präsentiert die Sowjetunion also als durchaus erfolgreich im Wettbewerb der Supermächte auf dem Gebiet der klassischen Musik. Dass gerade diese Erfolge Gründe für das spätere Scheitern der Sowjetunion im Kalten Krieg gewesen sein sollen, wird aus Tomoffs kenntnisreichen Detailbeschreibungen selbst nicht deutlich. Seiner Ansicht nach tragen die Erfolge der Sowjetunion deswegen den Kern des späteren Scheiterns dieser zweiten Großmacht in sich, da die Sowjetunion sich zum Erreichen dieser Erfolge auf die vom Westen geschaffenen und dominierten Strukturen eingelassen habe. Um sein Argument zu verstehen, muss der Interpretationsrahmen berücksichtigt werden, den er in der Einleitung umreißt und in seiner Schlussbetrachtung wieder aufnimmt. Tomoffs These ist nämlich, dass der Erfolg der Sowjetunion auf kulturellem Gebiet zu einer Siegesgewissheit auch auf ökonomischem Gebiet geführt habe, die sich in den folgenden Jahrzehnten bis zum Ende des Kalten Kriegs jedoch nicht bewahrheitet habe.

Diese These ist durchaus eine genauere Betrachtung wert – allerdings liefert Tomoff nicht das nötige Material, um diese These auch genauer zu testen. So kenntnisreich sie sind, so konsequent beschränken sich seine Detailuntersuchungen auf die erwähnten Fallbeispiele, und sowohl der Interpretationsrahmen in der Einleitung als auch die Ausführungen der These am Schluss beruhen lediglich auf Interpretationen der Sekundärliteratur. Tomoff selbst stellt fest, dass die Frage, warum das sowjetische System zusammengebrochen sei, die Wissenschaftler noch längere Zeit beschäftigen werde, spricht jedoch zugleich seitenweise von der Gewissheit, dass es die ökonomische und konsumersische Unterlegenheit des Systems gewesen sei, die dafür verantwortlich gewesen sei. Die Verbindung zwischen seinen empirischen Untersuchungen und den allgemeinen Überlegungen zur Unterlegenheit des sowjetischen Systems verbindet er lediglich

durch einige Zitate Chruščevs, in der dieser die erwähnte Siegesgewissheit aufgrund der Erfolge in der sowjetischen Kulturdiplomatie zum Ausdruck bringt.

An diesem Punkt bleibt der Leser daher etwas ratlos zurück. Die zweifelsohne interessante These wird zwar wortreich formuliert, aber nicht mit der gleichen Aufmerksamkeit ausgeführt, wie es nach der Archivarbeit des Autors zu seinen Fallbeispielen eigentlich zu erwarten gewesen wäre. Wesentliche Fragen bleiben offen: Welchen Stellenwert hatte Kulturdiplomatie nach 1958 für die Sowjetunion tatsächlich? Tomoff führt Jazz, Rock und Pop an, und wiederholt gängige Thesen zur Wirkung dieser Musikstile auf das sowjetische System in Analogie zur klassischen Musik, ohne jedoch darüber nachzudenken, ob diese Musikbereiche nicht möglicherweise ganz anders funktionierten als der Bereich der klassischen Musik. Wie sahen die ökonomischen Erfolge der Sowjetunion vor und nach 1958 denn tatsächlich aus? Welche Wechselbeziehungen zwischen ökonomischen Bedingungen und musikalischen Entwicklungen gab es in der Sowjetunion und wie wirkten sie sich auf die Systemstabilität aus? Ab wann und in welcher Form lässt sich ein Rückstand der Sowjetunion gegenüber den USA in ökonomischer, konsumerischer und technologischer Hinsicht erkennen, und wie ging diese Entwicklung mit dem Verlauf der sowjetischen Kulturdiplomatie einher? Die Antworten auf diese Fragen bleiben oberflächlich und gehen über das Referat einzelner Thesen aus der Forschungsliteratur nicht hinaus.

Tomoff liefert wichtige Detailuntersuchungen zur sowjetischen Musikdiplomatie in einer bestimmten Phase des Kalten Kriegs, übernimmt sich aber in der Einordnung und der übergeordneten Interpretation der Ereignisse. Die Betrachtung seiner These hätte weitergehendes Archivstudium auch zu anderen Zeiträumen nötig gemacht, und zwar in Bereichen, die weder mit Musik noch mit Kulturdiplomatie etwas zu tun haben. Darüber hinaus engt die These die

Erkenntnismöglichkeiten über die Funktion von Musik im Kalten Krieg unnötigerweise ein: Musik war im Kalten Krieg weit mehr als nur ein Mittel, den Kalten Krieg zu ‚gewinnen‘ (eine ohnehin problematische Metapher). Musik stellte gerade im Kalten Krieg mit seiner Wettbewerbsstruktur eine Plattform des wechselseitigen Austauschs dar. Gerade in seinen Detailuntersuchungen demonstrierte Tomoff diesen Aspekt, freilich ohne dieses Phänomen als solches zu kennzeichnen: Seine Fallbeispiele demonstrieren eindrucklich, dass der Wettstreit der Supermächte zu einer Art gemeinsamem Vorgehen führte: Sowjetische Musikwettbewerbe wurden für ihre Organisatoren als Mittel der Auslandskulturarbeit erst durch eine US-amerikanische Beteiligung wichtig, ebenso wie US-amerikanische Kulturpolitiker während des Kalten Kriegs nach Kräften dafür sorgten, ihre Kulturarbeit in die Sowjetunion hineinzugetragen. Diese gegenseitige Anwesenheit bewirkte im Endeffekt eine beidseitige Förderung des Musiklebens, aber auch eine wesentliche Steigerung der Politisierung des Musiklebens.

So positiv es ist, dass Tomoff die sowjetischen Verhältnisse kenntnisreich und differenziert von innen heraus betrachtet, so sehr fehlt hier doch die Einbeziehung der anderen Seite. Wenn er etwa – zu Recht – darauf hinweist, dass die Klaviertechnik der „Russischen Schule“ den Kalten Krieg überdauert habe, so ist darauf hinzuweisen, dass die Technik ja auch im Westen Einzug hielt und Anerkennung fand. Der Kalte Krieg erwies sich hier als Katalysator für gemeinsame Entwicklungen, die ohne den Systemgegensatz und ohne die daraus resultierende massive Förderung der Künste und der Musik so nicht eingetreten wären. Es engt den Blick ein, hier nur den Fehlschlag des sowjetischen Projekts zu betonen, sondern es wäre vielmehr sinnvoll gewesen, die Entstehung einer Kultur des Kalten Kriegs ausfindig zu machen. Liest man Tomoffs Studie mit Augenmerk auf Aspekte dieser Art, dann erlaubt die Detailfülle eine ganze Reihe interessanter Einsichten.

Rüdiger Ritter, Bremerhaven

TARIK CYRIL AMAR: The Paradox of Ukrainian Lviv. A Borderland City between Stalinists, Nazis, and Nationalists. Ithaca, NY, London: Cornell University Press, 2015. XI, 356 S., 9 Abb. ISBN: 978-0-8014-5391-5.

Die Monographie von Tarik Amar behandelt einen Abschnitt aus der Geschichte der Stadt L'viv/Lemberg, in der sich deren Gesicht tiefgreifend verän-

dert hat. Durch die gewaltsamen Eingriffe in die Bevölkerungsstruktur und das Modernisierungsprojekt der Sowjetisierung wandelte sich L'viv im Zeitraum zwischen dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und den Nachkriegsjahrzehnten erstmals zu einer recht eigentlich ukrainischen Stadt – und dies nicht nur im demographischen Sinne. Demzufolge lautet die Hauptthese von Amar, dass erst das Zusammenspiel von demographischer Ukrainisierung

und Homogenisierung im Verbund mit der Sowjetisierung und Industrialisierung unter Berücksichtigung der lokalen Gegebenheiten aus L'viv jene Stadt gemacht habe, die sich bis in die post-sowjetische Zeit von anderen Regionen der Ukraine abhebt: „The intentional making of the local – in the form of a distinct but transitory type of not-yet-Sovietized western borderland Ukrainian – had the unintended effect of shaping and solidifying a special and persistent Western Ukrainian identity [...]“ (S. 19)

Amar lässt seine Untersuchung einem chronologischen Faden folgen. Im ersten Kapitel zeichnet er die multikulturelle Geschichte Lembergs nach, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Es ist ihm ein Anliegen zu unterstreichen, dass die Stadt bis zum Zweiten Weltkrieg trotz aller nationalen Spannungen einen multiethnischen Charakter bewahrte.

Die sowjetische Besetzung Lembergs in den Jahren 1939–1941 brachte den Zusammenstoß verschiedener Kulturen. Die sowjetischen Eroberer der Stadt zerstörten das gesellschaftliche Gefüge der Stadt: durch die Deportation verschiedener ‚feindlicher‘ Bevölkerungssegmente, die Liquidierung privatwirtschaftlicher Strukturen, den Import neuer Eliten aus dem Osten der Ukraine und die Sowjetisierung von Kultur und Bildung. Während sie zumindest auf propagandistischer Ebene davon überzeugt waren, damit die zivilisatorische Rolle des Befreiers zu spielen, begegneten ihnen Lemberger Polen, Juden, aber auch Ukrainer skeptisch und in der Überzeugung, den sowjetischen Besatzern ganz im Gegenteil zivilisatorisch überlegen zu sein.

Die erste sowjetische Besetzung Lembergs tastete allerdings den multiethnischen Charakter der Stadt nicht grundsätzlich an. Das deutsche Regime, das sich im Sommer 1941 in Lemberg installierte, hob sich vom vorangehenden weder durch weniger Korruption der Kader noch durch bessere Organisation ab. Auch die Deutschen – wie vor ihnen die Sowjets – betrachteten die Stadt als einen Vorposten für ihr Zivilisationsprojekt. Der fundamentale Unterschied gegenüber der sowjetischen Praxis bestand jedoch im Vernichtungsfeldzug, den die deutschen Okkupanten gegenüber der jüdischen Bevölkerung umsetzten. Die demographische Zusammensetzung verschob sich unwiederbringlich – und zwar zugunsten der Ukrainer. Amar schildert in diesem Kapitel ausführlich die exterminatorische Judenverfolgung. Insbesondere geht er auch auf die Kollaboration und Involvierung der Ukrainer mit den deutschen Besatzern ein. Kaum weiter thematisiert bleiben in diesem Kapitel allerdings die ukrai-

nisch-polnischen und polnisch-deutschen Beziehungen in Lemberg während der Kriegsjahre.

Die Monographie entwickelt ihre Stärken in jenen Teilen, die die Sowjetisierung von L'viv seit dem Sommer 1944 schildern. Hier stützt sich Amar besonders intensiv auf Archivquellen ab. Und es gelingt ihm, die Atmosphäre der völligen Umwälzung nachzuzeichnen, die Lemberg in den Jahren nach dem Krieg geprägt haben muss. Da war erstens die mit der polnischen Volksrepublik vereinbarte Zwangsaussiedlung der polnischen Bevölkerung. Sie beraubte Lemberg nach den Juden eines weiteren, für die Geschichte und Kultur der Stadt konstitutiven Elements. Für die zurückgekehrte Sowjetmacht jedoch mindestens so suspekt wie die Polen waren die lokalen Ukrainer, die man des Nationalismus und der Kollaboration mit den Deutschen verdächtigte – ein Stereotyp, das sich bis heute hält. So waren es Ukrainer und Russen aus dem Osten, die in großer Zahl und motiviert von den sowjetischen Behörden in die Stadt zuzogen und wichtige Positionen in Partei, Politik, Wirtschaft und im Bildungswesen Lembergs – sowie den begehrten Wohnraum in der Stadt – mehrheitlich besetzten. Aus dem polnisch-jüdisch-ukrainischen Lemberg der Vorkriegszeit wurde durch den Krieg und die Nachkriegszeit das ukrainisch-sowjetische L'viv.

Eindrücklich zeichnet Amar die Sowjetisierung Lembergs nach, wie sie unter dem Primat der Industrialisierung vorangetrieben wurde. Begleitet wurde sie von der Kollektivierung der Landwirtschaft im Umland. Beide Maßnahmen sollten auch der definitiven Ausschaltung des ukrainischen Nationalismus dienen. Lemberg wandelte sich im Nachkriegsjahrzehnt von Grund auf. Es entwickelte sich zu einem Zentrum der sowjetischen Maschinen- und Konsumgüterindustrie. Die Migration aus dem Umland in die Stadt, aber auch der massive Zuzug von Fachkräften aus dem sowjetischen Osten bildeten das Herzstück dieses Sowjetisierungsprojekts, das von einem brutalen Krieg gegen nationalistische „Banditen“ (S. 195) auf dem westukrainischen Dorf begleitet wurde. Die Zugezogenen aus dem sowjetischen Osten scheinen dabei in den Augen der Partei als Avantgarde des Fortschritts noch lange Zeit gegenüber den Lokalen, die man der bäuerlichen Rückständigkeit oder der Neigung zum Nationalismus zieh, als das vertrauenswürdiger Bauelement des Sowjetstaates in der Westukraine eingestuft worden zu sein.

Ein eigenes Kapitel widmet der Autor dem sowjetischen Kampf gegen die lokale „Intelligenz“ und gegen den „Nationalismus“. Dabei war es ins-

besondere Nikita Chrusčev, der als Vertreter des Kiewer Parteiapparates Maßnahmen gegen den westukrainischen Nationalismus empfahl, die mit den Deportationen und dem brutalen Vorgehen im Bandenkrieg auf dem Land manche Ähnlichkeiten mit dem Terrorregime der deutschen Besatzungstruppen während des Weltkriegs hatte. Letztendlich blieb das Misstrauen gegenüber der ideologischen Verlässlichkeit der Westukrainer jedoch auch später noch bestehen.

Leider werden die ausgewerteten Archivbestände im Hinblick auf ihre Provenienz nirgends detailliert aufgeschlüsselt. Dies ist eine Schwäche der Studie, da diese Tatsache es verunmöglicht, die inhaltliche Aussage einer Quelle kritisch zu bewerten. So scheint sich Amar vorwiegend auf Archivbestände von Staat und Partei abzustützen, was sicherlich einer gewissen Distanz bedürfte – und eben auch nur eine der möglichen Perspektivierungen darstellt. Die

Schwerpunkte, die Amar in seiner stadthistorischen Mikro-Studie setzt, sind zudem nicht immer einsichtig. Er scheint zuweilen bei den Akzenten mehr von den konsultierten parteioffiziellen Archiven getrieben als von einer durch eine Fragestellung geleiteten Gesamtsicht.

Letztlich kommt Amar in den Schlussfolgerungen auch nicht wirklich weiter als bisherige Erklärungsansätze, so wenn er schreibt, die spezielle Rolle, die die Westukraine in den Jahrzehnten seit 1989 gespielt habe, hänge mit der spezifischen Form der Sowjetisierung zusammen: „In the end, Lviv and Soviet western Ukraine did turn out to be special.“ (S. 322) Worin allerdings das Spezielle, zum Beispiel im Vergleich mit dem Westen von Belarus, bestand, wird nicht deutlich. Dies alles mindert jedoch nicht den großen Wert dieser Lokalstudie zu Prozessen der Sowjetisierung nach dem Zweiten Weltkrieg.

Christophe von Werdt, Bern

The Emergence of Ukraine. Self-Determination, Occupation, and War in Ukraine, 1917–1922. Ed. by Wolfram Dornik / Georgiy Kasianov / Hannes Leidinger / Peter Lieb / Alexei Miller / Bogdan Musial / Vasyl Rasevych. Transl. from the German by Gus Fagan. Edmonton, AB, Toronto, ON: Canadian Institute of Ukrainian Studies Press, 2015. XXX, 441 S., 7 Ktn., 5 Abb. ISBN: 978-1-894865-40-1.

Contents:

<http://media.obvsg.at/AC12693458-1001>

World War I radically changed the geopolitical face of Europe, destroyed political, economic and social structures that had existed for centuries. A number of new national states appeared on the ruins of the former powerful empires on the continent. The Ukrainians were one of the oppressed people who fought for their independence and were divided in the early 20th century between two empires, the Russian and Austro-Hungarian.

This scientific collection aims to show the layering of the Ukrainian state building process and the creation of the nation in 1917–1922 (p. 399). An international team of seven historians from Austria (Wolfram Dornik, Hannes Leidinger), Germany (Peter Lieb), Poland (Bogdan Musial), Ukraine (Georgii Kasianov, Vasyl Rasevych) and Russia (Alexei Miller) wrote the book. In fact, this peer-reviewed collection, according to MARKO ROBERT STECH, the author of the preface, a “slightly condensed version”

of the German-language *Die Ukraine zwischen Selbstbestimmung und Fremdberrschaft 1917–1922* (Graz, 2011), “marks an important new stage of our work in this area”.

The Canadian Institute of Ukrainian Studies at the University of Alberta in Edmonton acted as the initiator of the English edition, and WOLFRAM DORNIK, Ph.D, from the Ludwig Boltzmann Institute for Research on War Consequences in Graz acted as the coordinator of the editorial project. He writes that the book had been the product of a two-year research project *The 1918 Occupation of Ukraine by the Central Powers*, implemented under the leadership of Stefan Karner at the Ludwig Boltzmann Institute.

Subject of the collective research, as noted in the introductory article by WOLFRAM DORNIK, is the unexplored period of the occupation of Ukraine during the last year of the World War I, and along with it the process of strengthening of the national identity in societies of Central and Eastern Europe and its impact on political discourse, the system of interstate relations in this part of the continent and the resulting shift of frontiers (p. XV–XVI). The chronological framework of the book covers the years 1917–1922, although, in fact, these boundaries are somewhat floating and extend in some paragraphs from 1914 to 1924 that is from the beginning or the First World War to the final approval of the Bolshevik regime in Ukraine.

However, in the paragraph by ALEXEI MILLER, the main presentation of the material on the Ukrain-

ian national movement in general refers to the 19th and early 20th century and to some degree is discordant with the outlined time frame of the study.

The publication has a clear structure. The main material of the book is grouped into four sections (with 13 articles): *Eastern Europe between War and Revolution, 1914–1922* (2 articles), *Ukrainian Efforts at State-Building between Independence and Foreign Domination* (2 articles), *The German Empire and Austria-Hungary as Occupiers of Ukraine in 1918* (4 articles), *Ukraine in International Relation 1918* (5 articles). *Looking Ahead: A Comparison of the Occupation Regimes of 1918 and 1941–1944* and *Concluding Observations* is placed in the final part. The supplement provides a list of over 20 funds used in archives of Austria, Great Britain, Germany, Russia, Ukraine, Hungary, Czech Republic, France, Switzerland and the United States. This fact clearly indicates the high scientific level of the book; nevertheless, two important funds of the Central State Archive of the Supreme Bodies of Power and Government of Ukraine (Kyiv) remained out of sight of the historians. This is the Fund of the German military mission in Ukraine and the Fund of the Imperial and Royal mission of Austria-Hungary in Ukraine, which contains about 50 files with original mostly German-language documents. A solid selection of research literature, a list of abbreviations and an index of geographic names is also given. And finally, there are informations about the authors.

In his introduction WOLFRAM DORNIK considers a key issue in determining the time frame of World War I, as it is impossible to define peace, which came as of “absence of war” because a number of local armed conflicts still took place (p. XVI). The historian reviews the available literature on the complexity of the conceptual framework. Wolfram Dornik emphasized that the collection highlights mainly political and economic aspects of the occupation of Ukraine, whereas cultural and historical subjects remained out of their attention.

The first section *Eastern Europe between War and Revolution, 1914–1922* is devoted to the main events of the war in Eastern Europe, still after its ending, and to the attitude of the Central Powers to Ukraine. In the first paragraph, HANNES LEIDINGER rather superficially outlines the main events in the Russian Empire during 1917–1922: the revolutionary change, the rise to power of the Bolsheviks and the further deployment of the civil war. He interprets the February Revolution of 1917 as a common revolt against the monarchy (p. 3), while the Bolshevik coup in October 1917 he calls “a coup” and nevertheless uses the term “October Revolution” (p. 7). In the

following paragraph, WOLFRAM DORNIK thoroughly reviews the major military operations on the Eastern front, the problems and challenges for the signatories of the peace treaty of Brest-Litovsk (March 1918). The author concludes that the Central Powers making a treaty with Bolshevik Russia opened a Pandora’s box because in this case the Allies had to wage war on their destruction (p. 83). And Ukraine, of course, occurred in the midst of those events fighting for its independence and balancing among the stronger players. Then WOLFRAM DORNIK and PETER LIEB, considering the attitude of the Central Powers to Ukraine, noticed that at the initial stage of the war, Ukraine was outside of their interest. Moreover, they considered that the Ukrainian issue was an internal affair of the Russian Empire.

In the second section *Ukrainian Efforts at State-Building between Independence and Foreign Domination* GEORGIY KASIANOV analyzes the historical formation of “Ukrainian Revolution” as a complex of all events during 1917–1920 in the Ukrainian lands (p. 76) and made his own retrospective review. In his turn VASYL RASEVYCH considers the issues of state for Western Ukraine, the Ukrainian-Polish conflict in 1918 in Galicia, which each side considered as its own territory. He drew attention to the strange fact that even after the proclamation of the West Ukrainian People’s Republic Ukrainian officials were in no hurry to return from Vienna to Lviv (p. 148).

The third section, *The German Empire and Austria-Hungary as Occupiers of Ukraine in 1918*, which is the most crucial in the book, presents various components of the occupation of Ukraine by Germany and Austria-Hungary. The attack of Austria-Hungary and Germany after the signing of the Brest-Litovsk treaty with Ukraine on February 9, 1918, the first peace treaty in the Great War, the growing rivalry between the allies, which is especially evident in the attack on Ukraine, military operations against the Bolsheviks, especially the activities of the occupational authorities, the distribution of the spheres of influence, the interaction with the governments of the Ukrainian People’s Republic (January–April 1918) and the Ukrainian State of Hetman Pavlo Skoropadsky (April–December 1918), the economic use of Ukrainian resources as a way of postponing the revolutionary explosions in the empire are analyzed in three sections by WOLFRAM DORNIK and PETER LIEB. The historians emphasized that officially Ukraine had the status of a friendly country and thus was not under the control of the German and Austro-Hungarian military authorities (p. 213). In fact, it was, and Germany played the major role in the allied

occupation tandem (p. 225). Assessing the economic component of the occupation of Ukraine, the historians say: “Thus the economic policy of the Central Power in Ukraine cannot be described as ‘exploitation’, although such plans did exist, above all on the Austro-Hungarian side, at the start of the occupation. In sum, the term ‘utilization’ would be more appropriate here or, more exactly, ‘failed utilization’” (p. 278–279). VASYL RASEVYCH somewhat simplistically presents the evolution of the attitude of the Ukrainian population to the German and Austro-Hungarian troops, which initially were recognized as liberators from the Bolshevik band.

The fourth and largest, in terms of volume, section, *Ukraine in International Relation 1918*, like in a kaleidoscope runs through the policy of imperial Russia (ALEXEI MILLER), Bolshevik Russia (BOGDAN MUSIAL), France (HANNES LEIDINGER), Great Britain (WOLFRAM DORNIK), the United States of America (WOLFRAM DORNIK), Poland (BOGDAN MUSIAL) and Switzerland (WOLFRAM DORNIK, PETER LIEB) referring to Ukraine and its aspirations to gain independence, to protect against the Bolshevik army, shows the change in priorities of the major diplomatic players in Ukraine, Bolshevik Russia and Poland. With his fundamental approach BOGDAN MUSIAL presents a triple occupation of Ukraine by the Bolsheviks, its “pacification” (p. 339) and the establishment of communism in this part of Europe. In summarizing the historian notes: “The consequences of communist rule were catastrophic for Ukraine and Ukrainians, in every respect” (p. 346). The researchers on a large source basis come to the conclusion that Great Britain and France to some

extent were ready to take the side of independent Ukraine. This is evidenced by the policy of maneuvering of the Entente, which also kept contact with the Bolshevik government (HANNES LEIDINGER). At the same time Ukraine and Poland were considered by them as a cordon sanitaire between Europe and Bolshevik Russia. Poland managed to win and defend its independence with the support of the main political forces of the continent. Ukraine, which was seen as a source of raw materials, became part of a new political entity – the Soviet Union.

In the final part, WOLFRAM DORNIK, GEORGIY KASIANOV, PETER LIEB try to compare thoroughly the German occupation administrations in 1918 and 1941–1944.

The book contains seven maps that show territorial changes as a result of geopolitical games. One should also note the excellent printing quality of the book making its reading, among other things, an aesthetic pleasure.

Thus, this international collection is a good example of how can be overcome national borders of research. It presents different views on one problem, goes beyond an historical norm. The reader in this case only wins because he gets truthful and unbiased information, generated by the so-called “collective intelligence” of historians from different parts of the European continent. The history of Ukraine of that period appears as the interplay between different causal factors, becoming part of transnational processes that unfolded in East Central Europe in the last year of the World War I.

Ljubov' N. Žvanko, Char'kiv, Ukraine

White Spots – Black Spots. Difficult Matters in Polish-Russian Relations, 1918–2008. Ed. by Adam Daniel Rotfeld / Anatoly V. Torkunov. Pittsburgh, PA: University of Pittsburgh Press, 2015. XI, 666 S. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-4440-9.

Table of contents:

http://bvbr.bib-bvb.de:8991/exlibris/aleph/a22_1/apache_media/SXG4NSNR813NS122N3RAR SXHUF3BQY.pdf

Few historical subjects are as complicated and fraught emotionally and politically as Polish-Russian relations. In the modern era, Poland has been a victim of Russian and Soviet aggression. One of Moscow's unfortunate responses to this has been to cre-

ate in 2004 a new national holiday (the Day of National Unity) for 4 November in memory of the “liberation of Moscow from Polish-Lithuanian invaders” in 1612. Both Moscow and Warsaw take history seriously and disagree passionately with each other in its interpretation. In this context, it appears admirable that Poles and Russians seek to understand each other better through dialogues.

The present volume represents the result of a series of “dialogues” between Polish and Russian historians from 2008 to 2010. The English edition is an abridged version of the Polish and Russian editions, with two historiographical essays and all bibliographical references removed. Unfortunately this reduces the scholarly value of the present volume. Specialists are encouraged to consult the original Polish and Russian editions. The Polish and Russian editions

are supposed to be identical (except for the order of the essays). Yet disturbingly, as will be discussed later, this is not the case. The present English edition seems to be based on the Polish version. There are fifteen sections (in addition to the editors' introduction) with the two sides contributing different essays for each: *The Beginnings, The Interwar Period, The Cause of World War II, Poland between the Soviet Union and Germany, 1939–1941, The Katyn Massacre, World War II, 1941–1945, The Postwar Decade, 1945–1955, The Than, The Dissident Movement, The Soviets and the Polish Crisis, Regained Freedom and Sovereignty, Assistance or Exploitation?, Russia versus Sovereign Poland, Continuity and Change and Heritage in Archives.*

Although many essays make for a good read, the book does not constitute dialogues. Rather it is a parallel history. The reader gets no idea of what kind of discussion might have taken place in the “dialogues”. There are several reasons for this. The “dialogues” were initiated and organized by an inter-governmental organization, “The Group on Difficult Matters in the Light of Polish-Russian history”, whose true purpose may lie elsewhere. Although the group worked in search of the truth, the truth proved evasive. The editors quote the then Russian prime minister Vladimir Putin's famous saying, “Truth purifies [*Pravda ochishchaet*]” (p. 1), which, unfortunately, sounds hollow in this book. As the two essays on archives make clear, Moscow still severely restricts access to its archives and hence truth. Moreover, Moscow refuses to return “trophy archives” from World War II (including archives from Poland) to their original owners, a position in contravention of the international agreements to which Moscow is a signatory. Ignoring international law, VLADIMIR P. KOZLOV states that the issue will be resolved “in accordance with Russian law” (p. 640). In fact, Moscow allows its favorite historians exclusive access to its closed archives (the archive of foreign intelligence, for instance) and publishes their “research” to suit its foreign policy. Ironically, such a publication appeared in Russia during Putin's visit to Poland on 1 September 2009 (that is during the work of the “Group on Difficult Matters in the Light of Polish-Russian history”) which purported to show that Poland was responsible for World War II for allegedly conspiring with Germany against the Soviet Union!

Conceptually, the volume leaves much to be desired. Most importantly, the period under question concerns mostly not Russia but the Soviet Union. Unfortunately, obscuring the difference between the Soviet Union and Russia helps the Russian side

muddy the water. NIKOLAI I. BUKHARIN argues in this book, following Putin, that today's Russia “cannot accept all the sins of the Soviet past” (p. 610). Yet the Russian side appropriates “Soviet” as “Russian” when it suits it. For example, Moscow has long pointed to the Polish treatment of the Soviet POWs from the Polish-Soviet War of 1919–1920 as the Polish equivalent of the Katyn' massacres. GENNADY F. MATVEYEV mysteriously inflates the number of deaths in the Polish camps so that it exceeds the number of Soviet executions of Poles in 1940 (p. 57). This is not merely unfair, because the deaths of Soviet POWs in Polish camps (like the deaths of Polish POWs in Soviet camps during the same period) were due mainly to epidemics, malnutrition, and other factors. They are simply not comparable to the Katyn' massacres, which were executions by the order of the highest organs of the government. This sort of deliberate manipulation of historical facts does not lead to a meaningful dialogue and only deepens distrust.

Far more disturbingly, as the Polish historian ANDRZEJ NOWAK has pointed out (see <http://www.miesiecznik.znak.com.pl/6732011andrzej-de-lazari-andrzej-nowakpolska-rosja-trudny-dialog/>), the Russian side deliberately altered the text of one contributor, ANDRZEJ PRZEWOŹNIK. He wrote about Moscow's limited efforts to seek the truth about Katyn': “Yet, it was the arbitrary legal qualification of the crime adopted by the Russian military prosecutors – divorced from morality and justice – that has caused the greatest pain to Poles. That decision has evoked impatience and irritation in Poland, as it is fully congruent with efforts to conceal and falsify the truth about the Katyn murders, and it has been undertaken since 1990 by historians and writers connected with the ruling circles of the Russian Federation” (p. 245 of the present book and p. 332 of the Polish edition). The Russian edition replaces the last two words (“Russian Federation”) with “Republic of Poland” (p. 335 of the Russian edition), altering the meaning completely! Who changed Przewoźnik's text? The Russian editor Torkunov? This question should be pressed to the Russian side. Przewoźnik was killed in the plane crash in Smolensk in April 2010 along with the President of Poland and many other Polish high officials. Someone on the Russian side appears to have taken advantage of his death and deliberately altered his text with impunity, callously dishonoring the dead author. Here one can hardly see any room for a sincere dialogue.

By contrast, NATALIA S. LEBEDEVA, a Russian historian who has contributed a great deal to the

search for truth on Katyn', has written a very readable essay on it, forcefully condemning her compatriots who still insist on the Kremlin's innocence by claiming that the Katyn-related documents unearthed by her and other historians are forgeries.

The book as a whole clearly demonstrates that the Russian side is on the defensive. It need not have been so, if it had indeed wished to engage in a dialogue. The Russian participants as a whole appear so concerned about their reputations and righteousness that they are more interested in finding other culprits than seeking the truth. Writing on the World War II period, VALENTINA S. PARSADANOVA, for example, rightly notes that Britain and the United States ultimately accepted Moscow's subjugation of Poland. She does not realize that this does not lessen Moscow's responsibility. Moreover, discussing the Warsaw uprising, she insists incredulously that "the main responsibility for the deaths of two hundred thousand people in Warsaw rests on those Polish politicians who masterminded the uprising and urged Poles to fight without coordination with the Soviet

command" (p. 304). The overwhelming bias of her essay and many other Russian essays is that of the Great Power to which smaller nations are inevitably and rightly subject. They lament the perceived weakness of today's Russia in the wake of the collapse of the Soviet Union, as Bukharin has written: "although the Soviet Union disappeared, russophobia outside of Russia grew larger in scale, amplified by the relative weakness of present-day Russia" (p. 613).

By contrast, the tone of the Polish contributions is generally fair and sober and even restrained here and there. This makes the present volume extremely uneven, and the result is far from fruitful. It would appear difficult to change this state of affairs without some kind of breakthrough. One of the most important steps would be for Moscow to de-classify all classified documents after, say, fifty years, and make them available to everyone. Until then, suspicions linger that Moscow continues to hide vital information unfavorable to itself, making a true dialogue difficult.

Hiroaki Kuromiya, Dover, MA

ZWI HELMUT STEINITZ: Meine deutsch-jüdische Kindheit im polnischen Posen. Erinnerungen eines Überlebenden und ein Wiedersehen nach 70 Jahren. 1927 – 1939 – 2009. Ed. by Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre, 2015. 168 S., Abb. = Edition Shoah & Judaica – Jewish Studies. ISBN: 978-3-86628-548-4.

Das hier besprochene Buch ist aus einer deutsch-israelischen privaten Versöhnungsinitiative entstanden. Den Erinnerungen ist ein kurzer Lebenslauf von Zwi Helmut Steinitz aus der Feder von Erhard Roy Wiehn vorgestellt.

Zwi Helmut Steinitz (geb. 1927) hatte über sein Überleben in der Shoah schon in mehreren Publikationen berichtet. Im neusten Buch erinnert er sich nostalgisch und wehmütig an sein kurzes Kinderparadies im Vorkriegs-Posen. Das Buch wird aus Mosaiksteinchen des Erinnerungsbau, die sich manchmal wiederholen und zu keinem einheitlichen Panorama zusammenfügen – die stark eingeschränkte Perspektive des Kindes ließ keine breite Kontextualisierung zu. Steinitz' Bericht ist eines der wenigen Zeugnisse eines deutschen Juden, der in der nunmehr polnischen Stadt geboren und eingeschult wurde. Während inzwischen mehrere Berichte von polnisch-jüdischen Posenern bekannt sind, bleibt das deutsch-jüdische Milieu in der Zwischenkriegszeit weiterhin fast unbekannt.

Steinitz' aus Oberschlesien stammender Vater war ein Lehrer am deutschen Gymnasium in Posen. Seine beiden Söhne, Helmut und Rudolf, gehörten dort zu den wenigen jüdischen Schülern, denn die meisten jüdischen Kinder besuchten entweder die einzige jüdische Schule am Ort oder aber polnische Schulen. Der Vater, Freiwilliger im Ersten Weltkrieg, wurde nach dem Aufstieg der Nazis in Deutschland im Jahr 1936 zwar entlassen, bekam allerdings sogar über den Kriegsanfang hinaus regelmäßig seine Kriegsteilnehmerpension. Er wurde von seinem Vorgesetzten kurz nach dem Kriegsausbruch solange vor der Soldatenwillkür geschützt, wie dies möglich war. Die Kinder wurden erst nach der Machtübernahme von ihren deutschen Mitschülern ausgeschlossen und angefeindet. Allerdings konnten jüdische Schüler weiterhin ihre Ausbildung an der deutschen Schule fortsetzen; es gab sogar jüdischen Religionsunterricht (S. 63).

Anders als der deutsch-nationale Vater entstammte Steinitz' Mutter einer jiddisch sprechenden orthodoxen Familie, die erst nach dem Ersten Weltkrieg aus dem östlichen Teil Polens nach Posen zugewandert war. Die Mutter hatte sich, mit den Worten des Autors, „vom traditionellen jüdischen Lebensweg entfernt, absolvierte das Gymnasium und machte Abitur“ (S. 22). Sie musste Deutsch erst lernen und konnte sich durch harte Akkulturationsarbeit zu einer beliebten Persönlichkeit der deutschen *community*

in Posen empor arbeiten. Die Familie genoss einen bescheidenen sozialen Aufstieg, der sich in entsprechendem Wohnungswechsel und bürgerlichem Habitus widerspiegelte. Der Autor beschreibt Lektüren, Hausmusik, Freizeitvergnügen und Sommerfrische. Mehrmals erinnert er den Vater, der seiner Familie aus eigenen Frontbriefen vorlas oder aber von Kriegserlebnissen erzählte. Da die Familie fast vollkommen säkularisiert war, erfahren wir wenig über ihr religiöses Leben; nur über Pessachbrot und wenige Besuche in der Synagoge verliert der Verfasser knappe Worte (S. 90). Außer der Schule erwähnt er nur einen Ort der Begegnung des jüdisch-deutschen Stadtmilieus: die Konditorei Hirschlick (S. 94–95). Sehr interessant erinnert sich Steinitz an die Hilfsaktion für die aus Deutschland ausgesiedelten „polnischen Juden“ im Jahr 1938 (S. 107–110). Er skizziert die Flucht aus Posen nach dem Kriegsausbruch, die den Kindern die erste Begegnung mit den „Ostjuden“ bescherte.

Über die Nachbarschaft der Polen wird im Buch wenig berichtet, obwohl sowohl die Mutter als auch die beiden Jungs Polnisch sprachen. Polen kom-

men in diesem Buch eigentlich nur in Person des gutmütigen Kindermädchens Viktoria und des Kinderarztes vor. Steinitz berichtet vom Antisemitismus, vor allem unter polnischen Studenten und von der verhängnisvollen Rolle der katholischen Kirche (S. 71–72, 74).

Im zweiten Teil geht der Verfasser auf seine Kriegs- und Gefangenschaftserlebnisse ein. Knapp erwähnt er sein Leben in Israel und in den Niederlanden. Das Buch endet mit der Reise des Autors nach Posen im Jahr 2009, die von einem polnischen Team begleitet wurde. Während dieser bewegenden Reise in die Vergangenheit, die allerdings vollkommen von der Gegenwart überschattet schien, ergab sich auch ein Besuch in der alten Wohnung. Das Buch runden Photos ab, die u. a. eine Begegnung mit Joachim Gauck in Jerusalem 2012 und mit Frank-Walter Steinmeier im ehemaligen KZ Sachsenhausen im Jahr 2015, sowie auch die Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Zwi Helmut Steinitz dokumentieren.

Hanna Kozłowska-Witt, Rostock

Gedächtnis und Gewalt. Nationale und transnationale Erinnerungsräume im östlichen Europa. Hrsg. von Kerstin Schoor / Stefanie Schüler-Springorum. Göttingen: Wallstein, 2016. 287 S., 9 Abb. ISBN: 978-3-8353-1790-1.

Inhaltsverzeichnis:

<https://d-nb.info/1079612912/04>

Der Sammelband geht auf eine Tagung zurück, die 2013 in Frankfurt an der Oder stattfand. Er beinhaltet wissenschaftliche Reflektionen einer (sowohl thematisch als auch methodologisch) ziemlich heterogenen Gruppe von Wissenschaftlern: Historikern, Literaturwissenschaftlern, Kulturologen und Museumspädagogen. Die Autoren thematisieren die Spezifik der Erinnerungsräume zu Gewalt in Osteuropa und die Kompatibilität dort entstandener Deutungsmuster mit der imaginierten europäischen Identität. Alle sind sich einig, dass in den osteuropäischen Ländern die Erinnerung an die kommunistischen Diktaturen neben dem Gedächtnis an den Zweiten Weltkrieg eine integrative Grundlage der postsowjetischen Metaerzählung darstellt. Mit derer Hilfe wird versucht, die internen politischen Konflikte zu lösen, Opfer- und Täterdiskurse auszugleichen, nationale bzw. soziale Gruppen zu versöhnen. Das „Opferbild einer von außen aufge-

zwungenen Diktatur“ wird ebenso intensiv nach außen transliert, um das gewünschte symbolische Kapital im politischen Raum der EU zu gewinnen. Andererseits hat der rasche Eintritt der osteuropäischen Länder in die Europäische Gemeinschaft die memorialen Diskrepanzen, die die Bildung der ersehnten europäischen Identität verhindern, eher verstärkt als gelöst.

Den Redaktoren des Sammelbandes ist es leider nicht gelungen, die thematisch, methodologisch, konzeptionell heterogenen Beiträge in ein Gleichgewicht zu bringen: Das Fehlen einer thematischen Gliederung, eine unklare Logik der Textfolge lassen beim Leser den Eindruck eines Haufens isolierter Texte entstehen, die teilweise nur einen literarischen Digest sekundärer Werke darstellen, um offensichtlich das deutschsprachige Publikum mit den aktuellen literarischen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen in den osteuropäischen Ländern bekanntzumachen. Auch die Dualität der Begriffe „Gedächtnis“ und „Gewalt“ im Titel des Sammelbandes (wobei auch die Reihenfolge der Begriffe einige Fragen offenlässt) wurde nicht zum Kern des Bandes.

Die Autoren verstehen die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust als Grundsteine des modernen europäischen Erinnerungskonsens und betrachten ihre Spezifik in diversen

geographisch-politischen Räumen sowie in verschiedenen medialen Milieus: in der Literatur, in den Museen (Gedenkstätten) und in der öffentlichen Kommunikation einzelner Länder.

Die Viktimisierung unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen (Juden, Zivilbevölkerung, Frauen, Kriegsveteranen) in der modernen Literatur wird von einer ganzen Reihe von Autoren thematisiert: CHR. DIETRICH, I. VON DER LUEHE, A. MICHAELIS, S. BURMISTR, J. KALAZNY. Die Autoren beschreiben detailliert das reiche Spektrum möglicher Umgangsweisen mit der Erinnerung an die Gewalt: von der Auswahl des Themas, wenn es in einem Land verschwiegen wird, bis hin zu Anspielungen an der Pop-Kultur und zur Provokation des Publikums. Dabei wird versucht, die Möglichkeiten und Grenzen der verbalen Sprache bei der Beschreibung einer solchen komplizierten und emotional beladenen Thematik aufzuzeigen.

Forschungsgegenstand von W. BENECKE, M. KUCIA, W. SCHMITZ, F. WETZEL und W. KAISER sind die Musealisierungspraktiken der Gewalterfahrungen des „extremen Jahrhunderts“. So betrachtet M. KUCIA die symbolische Bedeutung von Auschwitz in der polnischen Erinnerungskultur zu unterschiedlichen Zeitpunkten und stellt die Abhängigkeit der Erinnerungskonstrukte von einem dominierenden Deutungsmodus (national-polnisch, jüdisch usw.) fest. Die Aufnahme eines Erinnerungsortes der Massenvernichtung ins UNESCO-Erbe in einer Reihe mit den größten Werken der menschlichen Schöpfung, was an sich schon ein bemerkenswertes Phänomen ist, hat jedoch weder zur Verwandlung von Auschwitz in ein Holocaustsymbol in Polen noch zur gleichen Ehrung aller Kriegsoffer geführt (im bestehenden Pantheon werden Sinti und Roma, sowjetische Kriegsgefangene und Homosexuelle marginalisiert). Wegweisend in diesem thematischen Feld ist der Beitrag von W. SCHMITZ, der die auffallend unterschiedlichen Marketingstrategien für zwei Teile der Vergangenheit von Terezín/Theresienstadt analysiert. Als Ausgangspunkt nimmt der Autor eine kurze historische Übersicht der Entstehung und Transformation der klassischen Barockräume und des beispielhaften Vernichtungslagers. Dies dient ihm als Grundlage einer konzeptionellen Analyse der Musealisierungsprobleme von materiellen Artefakten des Holocaust selbst: die Gefahr eines kompletten Verlustes (im Fall der Nichtrestaurierung) oder des Verlustes der Authentizität (im Fall von Restaurierungsarbeiten); die Notwendigkeit, durch Artefakte eine menschliche Tragödie zu zeigen, ohne die Zuschau-

er dabei durch den Vintage-Chic der Gegenstände zu bezaubern.

W. KAISER betont in seinem Beitrag eine schockierende Kluft zwischen den tatsächlichen menschlichen Verlusten und der Zahl von eingerichteten Gedenkstätten im postsowjetischen Raum sowie Unterschiede in der Memorialisierung des Holocaust in den ehemaligen Sowjetrepubliken bis hin zu seinem Verschweigen in der heutigen Ukraine. Andererseits erregen auch das emotionale Aufheizen und eine überflüssige Interaktivität der Ausstellungen in manchen (west-)europäischen Museen die heftige Kritik des Autors. Eine Lösung, könnte, so Kaiser, die Umsetzung der internationalen Standards der Vergangenheitsverarbeitung in den Gedenkstätten sein.

Die Strategien des von oben vorgeschriebenen Vergessens der Erinnerung an die Gewalt in der heutigen Ukraine sind das Thema von G. ROSSOLINSKI-LIEBE und F. BECHTEL. Rossolinski-Liebe meint, dass das unerklärliche Verschweigen von wissenschaftlich belegten Fakten der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung durch ukrainische Kollaborateure der Bildung „demokratischer und selbstreflektierender Gemeinschaften“ im Wege stehe. Bechtel seinerseits analysiert komplexe Mechanismen der Ausformung und Unterstützung des „alltäglichen Faschismus“ in den westlichen Gebieten der heutigen Ukraine: die Verneinung der multikulturellen Vergangenheit zugunsten des Mythos von der homogenen ukrainischen Nation, die Heroisierung von ukrainischen Nationalisten, die Versuche, durch das Umbenennen von Militärabteilungen *ex post-facto* deren Teilnahme an antijüdischen Pogromen zu vertuschen. Der Autor meint, dass diese Politik der postsowjetischen Regierungen der Ukraine in entscheidendem Maße zur Spaltung des Landes geführt hat, da im östlichen Teil des Landes ein anderer Erinnerungsmodus herrsche. Bechtel ruft daher die europäische Öffentlichkeit auf zu verstehen, dass die Entwicklung solcher kommemorativer Praktiken durch die ukrainische Regierung nicht nur die „imperialistische Politik von Putin“ im Osten des Landes begünstigt, sondern auch die Durchsetzung europäischer kommemorativer Werte verhindert. Dass die heutige ukrainische Regierung diese akzeptiert, bezeichnet Bechtel als eine verbindliche „Eintrittskarte für Europa“.

Die Autoren und Redakteure haben zwar die Zerstreutheit der nationalen Erinnerungsräume der Gewalt in den Ländern Osteuropas anschaulich beschrieben, sie haben jedoch die im Titel angedeutete transnationale Dimension dieser Räume prak-

tisch außer Acht gelassen. An dieser Stelle sollte die Notwendigkeit der Präzisierung des terminologischen Apparats und des methodologischen Instrumentariums noch einmal betont werden: Wenn die transnationale Dimension der Erinnerung als Forschungsgegenstand in mehreren Fallstudien und

umfassenden Übersichten schon reichlich diskutiert worden ist, so sollte die Anwendung des transnationalen Ansatzes im Bezug auf die Gewalt zusätzlich erklärt werden.

Oksana Nagornaja, Čeljabinsk

Eastern European Youth Cultures in a Global Context. Ed. by Matthias Schwartz / Heike Winkel. Houndmills, Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2016. XII, 374 S., 3 Abb. ISBN: 978-1-137-38512-3.

Youth studies seem to be one of the most popular and highly developed areas of generation history, especially when contrasted with other areas, such as children studies, which, in spite of the efforts of numerous researchers, have only recently managed to occupy a mainstream position in historiography. Nevertheless, the reviewed book is of great importance for understanding the experience of young people in a global context and for further investigations in this significant field of research. It examines a wide range of problems concerning the actual role of youth in modern society not only in Eastern Europe, as mentioned in the title of the book, but all over the world.

The volume consists of an introduction and eighteen chapters divided into four parts. The editors' introduction is of great theoretical value. Besides the attempt to redefine the term "Eastern Europe" from a contemporary point of view as a unique political, economic and socio-cultural region influenced by internal (post-socialist) and external (global) factors, MATTHIAS SCHWARTZ and HEIKE WINKEL try to rethink and explore the notion of youth itself. They question the widespread, but rather simplified, understanding of youth based on social status (a limited transitional chapter of life between the end of school education and the beginning of steady employment) and assert that in times of radical global change "life trajectories become increasingly complex" (p. 4). This is especially important for post-socialist Eastern Europe because of its heterogeneity and the multiplicity of developmental paths chosen by Eastern European societies.

All articles in the volume confirm this statement. The first part of the book explores youth as a potential and as a real agent of change. It includes a historical survey on the representations of childhood and youth in Soviet propaganda, examina-

tions of post-socialist youth life trajectories in Eastern Europe (both on macro and micro levels), and analysis of the influence of cultural trauma caused by the wars and other dramatic events based on post-Yugoslavian and modern Ukrainian cases. In the second part of the volume, the authors explore different forms and functions of popular youth cultures in the post-socialist realm and their connections with both global trends and former underground dissident subcultures, such as Czech hip-hop and rap subcultures, Polish football fanatics *archipelago*, and some others. The third part is devoted to the ways and manners of youth engagement in political activism in extraordinary times with special attention paid to youth mobilization in contemporary Russia and Ukrainian Euromaidan. The fourth part concerns everyday youth practices, such as taking part in volunteer youth militias, using Internet or other new media technologies, and walking (*guliianiia*) as unique ways of youth self-representation and self-mobilization beyond direct involvement in political movements.

While analyzing social activities and everyday youth practices in post-Soviet Russia and former Soviet Ukraine, Lithuania and Kyrgyzstan, post-Yugoslavian Serbia and the Czech Republic, modern Poland and even East Germany, it becomes clear that the diversity of youth statuses and experiences in different post-socialist states is substantial. It is true that the collapse of socialism, the development of the market economy and globalization totally transformed Eastern European youth cultures. The transitional age period of "youth" coincides here with a transitional period in economics, politics, social stratification and culture. Such "overlying" is not new historically: it is possible to compare it with the aftermath of the 1917 Russian Revolution, for example. It used to be believed that "revolutionary" Russian youth and even children were the main forces and power in confronting the "old world" and in the creation of a new society, as well as the main bearers of Soviet socialist ideas, ideals, and hopes (indeed, Soviet power tried to convince itself of this). However, it was not so in reality, especially concerning the transitional 1920s – the so-

called Soviet “quicksand society”. The same differentiation of youth we can trace in modern Eastern Europe as well.

The book’s major conclusion is the following: generational change in Eastern Europe “has lost its conflictive, confrontational potential”, and “has become a fluid, partly ‘accelerated’, partly ‘melancholic’ transitory stage without a specific goal or point of reference”. Instead, Eastern European youth long only for conformity and solidarity, adopting “quite mainstream conservative views or conventional globalised life style” (p. 16). Some of the authors are even sure that a new transformative political generation is likely to appear not in the European East, but in the West (p. 61). Even if it is so, such a thesis requires more explanation of the methodological framework of study. The difficulty of hermeneutic reading and interpretation of the verbal and non-verbal youth texts with their hidden, latent information is evident, especially when “interpreters” belong to other, elder generations, being “outsiders” towards the youth culture in this way. Taking into account the interdisciplinary character of the whole project, it is a pity that the majority of authors say nothing about their research methodologies. Moreover, it is necessary to take into account some questionable approaches to youth texts. For example, it is hardly right to compare the Runet texts concerning the accession of

Crimea to Russia authored by 14-year old teenagers with texts written by a 25-year old men (they are all identified as “young users”) (p. 294). Excessive generalization of the Soviet and post-Soviet generation’s memory takes place in the chapter concerning youth cultures in contemporary Russia (p. 261).

Russian youth appear to be the main subject of the book – it is examined in nine chapters out of 18. Among the best studies included in the volume is a close examination of the modern Russian youth via the literary reflections of rebellious behaviors and marginalized movements undertaken by MATTHIAS MEINDL. Comparing Zakhar Prilepin’s novel *San’kia* (2006), well known among the so-called “advanced” Russian youth (2006), with the famous revolutionary manifesto of Maxim Gor’kii’s novel *The Mother* (1906), he argues that Prilepin’s fiction does not simply propagate rebellion, but also calls into question whether revolution is at all feasible or desirable.

The minor criticism notwithstanding, this book is highly recommended for reading. It provides scholars with unique material. It gives food for thought. The target audiences consists not only of scholars in the field, but all interested in youth culture and those who interact with the youth on a frequent basis, such as teachers in both secondary and higher education.

Alla A. Sal’nikova, Kazan’